

DIE UNBEWALTIGTE VERGANGENHEIT  
IN GERD GAISERS WERK

Thesis for the Degree of M. A.  
MICHIGAN STATE UNIVERSITY  
Beate Sulprizio  
1962



DIE UNBEWÄLTIGTE VERGANGENHEIT

IN

GERD GAISERS WERK

by

Beate Sulprizio

A THESIS

Submitted to

Michigan State University

in partial fulfillment of the requirements  
for the degree of

MASTER OF ARTS

Department of Foreign Languages

1962

A. EINFÜHRUNG

B. DIE UNBEW

I. Eine

II. Das

III. Schl

IV. Giar

V. Anie

VI. Von

C. ZUSAMMEN

D. BIBLIOGR

## INHALTSVERZEICHNIS

	Seite
A. EINFÜHRUNG .....	1
B. DIE UNBEWALTIGTE VERGANGENHEIT IN GERD GAISERS WERK ..	5
I. <u>Eine Stimme hebt an</u> .....	14
II. <u>Das Schiff im Berg</u> .....	31
III. <u>Schlussball</u> .....	48
IV. <u>Gianna aus dem Schatten</u> .....	70
V. <u>Aniela</u> .....	79
VI. <u>Von den Farben der vergangenen Tage</u> .....	87
C. ZUSAMMENFASSUNG .....	95
D. BIBLIOGRAPHIE .....	101

Ein geme  
Gegenwar  
Autor fr  
dern nac  
Wirklich  
unsicher  
lorener  
Mensch o  
ren will  
verdräng  
des Welt  
sich los  
Angst, Q  
alte Wah  
Überlief  
Lebensge  
er stell  
zu werde  
philosop

## A. EINFÜHRUNG

Ein gemeinsames Kennzeichen vieler Literaturwerke der Gegenwart ist die Frage nach dem Dasein. Der moderne Autor fragt nicht mehr nach dem "Sinn des Lebens", sondern nach der Möglichkeit des Daseins überhaupt. Die Wirklichkeit ist für den modernen Menschen eine sehr unsichere Sache geworden. Er ist heimatlos, "ein verlorener Sohn, der die Liebe des Vaters nicht will, ein Mensch ohne Haus, der nicht in das alte Haus zurückkehren will."<sup>1</sup> Gott ist entthront, das Sein durch das Nichts verdrängt. Der Mensch setzt das eigene Ich in die Mitte des Weltalls, von allen bisher gültigen Ordnungen hat er sich losgesagt. Die Erfahrung von Krieg, Niederlage, Angst, Qual und Grausamkeit haben seinen Glauben an das alte Wahre, die christliche Kultur und abendländische Überlieferung, erschüttert. Sein bürgerliches Welt- und Lebensgefühl ist zerstört. Nichts ist übriggeblieben, und er stellt sich die Frage, ob das Leben die Mühe, gelebt zu werden, lohnt oder nicht. Albert Camus hat in seiner philosophischen Schrift Der Mythos von Sisyphos die

---

<sup>1</sup>Hans Egon Holthusen, Der unbehauste Mensch, München 1955, S.14

situatio  
scheint  
der dazu  
block ei  
Stein vo  
Sisyphos  
Berges u  
Überlege  
bewusst.  
ker als  
keit sein  
dem er je  
ist also  
auf Erlös  
Gegenwart  
gangene a  
Das Wort  
sehr oft  
wesenen u  
ohne sich  
zu lassen  
durch die  
wandelt w  
brechen an



Situation des modernen Menschen dargelegt. Sein Leben scheint sinnlos, so sinnlos wie die Arbeit des Sisyphos, der dazu verurteilt ist, bis in alle Ewigkeit einen Felsblock einen Berg hinaufzuwälzen, von dessen Gipfel der Stein von selbst wieder herunterrollt. Trotzdem ist Sisyphos kein unglücklicher Mensch. Auf dem Gipfel des Berges und während seines Abstiegs ist er sich seiner Überlegenheit und einer grenzenlosen Verachtung der Götter bewusst. Da er sein Schicksal auf sich nimmt, ist er stärker als sein Fels. Er verzweifelt nicht an der Sinnlosigkeit seines Mühens, sondern wendet sich dem Leben zu, indem er jedesmal zu seinem Stein zurückkehrt. Der Mensch ist also in seiner Existenz frei, sobald er ohne Hoffnung auf Erlösung sein Schicksal akzeptiert. Er meistert die Gegenwart, was jedoch nicht heissen soll, dass er das Vergangene abgetan und vergessen hat.

Das Wort von der "Bewältigung der Vergangenheit" wird sehr oft missverstanden. Es bedeutet dann etwa: dem Gewesenen unerschrocken ins Auge blicken, ohne zu schaudern, ohne sich dadurch bei der Meisterung der Gegenwart beirren zu lassen. Etwaige Anwandlungen von Schuldgefühl können durch die "Wiedergutmachung" in Selbstzufriedenheit verwandelt werden. Dagegen gibt es aber Dinge--wie die Verbrechen an den Juden--die niemals bewältigt werden können.

Glaubt einer, mit ihnen fertig geworden zu sein, ist er ihnen erst recht die Bewältigung schuldig geblieben. Die einzig mögliche Art, solche Dinge zu überwinden, bleibt die: sich immer klarer darüber zu werden, dass sie nicht zu bewältigen sind, sich immer wieder von der Erinnerung daran erschüttern zu lassen und die tragische geschichtliche Belastung immer von neuem in beständige Wachsamkeit umzuwerten.

Die seit 1945 erschienenen Literaturwerke zum Thema Krieg zeigen alle, wie wenig bisher dieses schreckliche Erlebnis künstlerisch bewältigt worden ist. Eine grosse, alles überragende Darstellung fehlt noch immer. Die Totalität des Krieges ist nicht zu erfassen, es können immer nur Ausschnitte gegeben werden. So war es bisher nur möglich, sehr subjektiv einiges von dem ungeheuren Geschehen darzustellen, nur ganz persönliches Erleben zu gestalten. Viele den Krieg behandelnde Werke sind schlichte Erlebnisberichte in Tagebuchform, die von vornherein nicht versuchen, die Greuel des Krieges in allen ihren Ausmassen zu schildern. Wichtig ist jedoch bei einer solchen Darstellung, dass hinter dem Beschriebenen ein Ethos steht, eine menschliche Haltung, auch wenn sie sich nicht unmittelbar äussert. Hass gegen die Unmenschlichkeit und Sinnlosigkeit des Geschehens und billiger Pazifismus genügen nicht. Auch die

nüchterne Darstellung des Kriegsgeschehens, einer Kesselschlacht, Flucht oder eines Luftkampfes soll ewig gültig sein; denn wahre Dichtung ist überzeitlich.

## B. DIE UNBEWALTIGTE VERGANGENHEIT IN GERD GAISERS WERK

Wie viele Werke der modernen Literatur hat Gerd Gaisers Dichtung die Geschehnisse der Jahre 1939 bis 1945, die Nachkriegszeit und ihre Auswirkungen auf unsere Gegenwart zum Thema. Gaisers Romane und Erzählungen sind jedoch nicht nur Erlebnisberichte, sondern Versuche, das Selbsterlebte künstlerisch zu gestalten und gleichzeitig zu überwinden. In einer persönlichen Unterhaltung mit dem Dichter in Reutlingen am 25. Juli 1961 hatte ich Gelegenheit, mit ihm über sein Werk zu sprechen und auch das Thema der vorliegenden Arbeit und ihren Aufbau zu diskutieren. Obwohl der Dichter den vielbemähten Ausdruck von der "unbewältigten Vergangenheit" nicht ohne Einschränkung über sein gesamtes Werk gesetzt sehen will, erkannte er doch dieses Problem als eines seiner wichtigsten an. Gaiser selbst gehört nämlich zu der Generation, deren Leben am nachhaltigsten durch die Kriegserlebnisse beeinflusst worden ist.

Am 15. September 1908 wurde Gerd Gaiser als Sohn des protestantischen Pfarrers in Oberriexingen (Württemberg) geboren. Er besuchte die theologischen Seminare in Urach

und Schöntal und wechselte später als Malschüler an die Kunstakademien in Stuttgart und Königsberg über. In seinen Studienjahren und nach seiner Promotion in Kunstgeschichte bereiste Gaiser Frankreich, Italien, Spanien, Holland, Ostpreussen, die Donauländer und das Baltikum. Den Krieg erlebte er als Offizier der Jagdfliegertruppe auf verschiedenen Schauplätzen des Nordens, des Südostens und des Südens und als britischer Kriegsgefangener in Italien. Nach dem Zusammenbruch lebte er als freier Maler, seit 1949 als Studienrat für Kunsterziehung am Friedrich-List-Gymnasium und seit 1962 als Dozent an der Pädagogischen Hochschule in Reutlingen.

Für seinen ersten grossen Roman Eine Stimme hebt an (1950) erhielt Gaiser 1951 den Fontane-Preis der Stadt Berlin; 1955 bekam er den Literaturpreis der Bayrischen Akademie der Schönen Künste. 1956 wurde er in die Westberliner Akademie der Künste gewählt, 1959 erhielt er den Immermann-Preis der Stadt Düsseldorf.

1953 erschien der Roman Die sterbende Jagd, von Holtusen als das beste deutsche Kriegsbuch in Romanform bezeichnet; 1955 erschien Das Schiff im Berg, die Geschichte der Schwäbischen Alp von der Nacheiszeit bis zur Gegenwart, und 1958 sein grösster Publikumserfolg,

Schluss

Zwisch

in Dom

sammel

vellen

einheit

Gianna

seln

und m

Skizz

Gesch

Erzäh

Heite

des v

Auf v

beit

nolo

Das :

dem :

Sche

hande

F

Elfr

dagl

Sezi

Schlussball. Gaisers Erzählungen sind in den Bänden Zwischenland (1949), Einmal und Oft (1956), Gib acht in Domokosch (1959) und Am Pass Nascondo (1960) gesammelt. "Prägnante Anekdoten (z.B. Revanche) und Novellen im strengen Sinne, also mit Ereignis, Handlungseinheit, Peripetie und klarem Abschluss (z.B. Halimede, Gianna aus dem Schatten, Die schlesische Gräfin) wechseln mit weicheren oder offenen Formen der Kurzerzählung und mit mancherlei handlungsarmen oder handlungslosen Skizzen, Experimenten, Kompositionen. Realistische Geschichten finden sich neben phantastischen; objektive Erzählungen neben Erinnerungen, Reflexionen, Visionen. Heiteres, auch Satirisches findet sich neben Stücken des vollen und letzten Ernstes."<sup>1</sup>

Auf Vorschlag des Dichters sind in der vorliegenden Arbeit zum Thema der unbewältigten Vergangenheit in chronologischer Reihenfolge die Romane Eine Stimme hebt an, Das Schiff im Berg, Schlussball, die Novelle Gianna aus dem Schatten und die Erzählungen Aniela, Das Rad von Sghemboli und Von den Farben der vergangenen Tage behandelt worden, Der Roman Die sterbende Jagd, der den

---

<sup>1</sup>Elfriede Stutz, "Der Erzähler Gerd Gaiser" in Estratto dagli Annali dell'Istituto Universitario Orientale, Sezione Germanica, Napoli 1960, S.218

Todeskam  
berücksicht  
Einheit  
zum Them  
nischen  
ters, in  
herrlich  
Aus den  
gewählt,  
heit ist  
stehen.  
denen Er  
ten--und  
gangenen  
Werken er  
bend nicht  
was uns  
Ein Erzähl  
Oft, der  
den sie  
haben, I  
Krieg, an  
Heimat, W  
Bekanntem



Todeskampf einer Jagdfliegertruppe darstellt, ist nicht berücksichtigt, da er mit der totalen Vernichtung der Einheit endet und somit keine unmittelbare Beziehung zum Thema hat. Nicht behandelt werden auch die Sizilianischen Notizen (1959), Reisebeschreibungen eines Dichters, in denen er das "wilde, zarte und rosenfarbene, herrliche und schreckliche Land Sizilien" darstellt.

Aus den Erzählungen wurden für diese Arbeit einige ausgewählt, deren Kernproblem die unbewältigte Vergangenheit ist und die daher in engster Beziehung zum Thema stehen. Am Beispiel der genannten Romane und verschiedenen Erzählungen wird dargestellt, wie Gaisers Gestalten--und mit ihnen der Dichter--sich bemühen, vom Vergangenen loszukommen und neue Werte zu finden. In allen Werken erscheint Gerd Gaiser als Maler, der auch schreibend nichts anderes als in Bildern zu begreifen sucht, was uns gestaltlos und unbewältigt umgibt.

Ein Erzählungsband Gaisers trägt den Titel Einmal und Oft, der andeutet, dass seine Geschichten, so verschieden sie auch sein mögen, ein gemeinsames Kennzeichen haben, Immer handelt es sich um Erinnerungen an den Krieg, an die Vergangenheit, um eine Rückkehr in die Heimat, Wiederbegegnung mit einer Landschaft oder alten Bekannten oder um eine stille Stunde der Selbstbesinnung.

Viele seiner Erzählungen beginnen mit dem Ende, und die "Handlung" wird erst aus der Erinnerung hervorgerufen. Aus der Distanz wirkt das Erzählte gleichnishaft, allgemein. Was berichtet wird, hat sich in der Vergangenheit zugetragen und wird berichtet, weil es Symbol ist und sich heute und oft zutragen könnte. Gaisers Dichtung ist somit von ewiger Gültigkeit.

Das Vergangene, das in allen Werken vergegenwärtigt wird, ist der Krieg, der für alle Menschen, die jetzt in der Mitte ihres Lebens stehen, der entscheidende Schauplatz fuer innere und äussere Abenteuer bleibt. Mit der Erinnerung an die Schrecken des Krieges wird das alte Schuldgefühl wach. Doch tritt Gaiser nicht als Richter auf, "die Moral ist nicht wichtig"<sup>2</sup>, sondern er stellt die Frage: Was war eigentlich? Er gibt keine Formel oder These, sondern das Bild. Gaiser beruft sich auf Camus' Mythos von Sisypnos:

Die grossen Romanciers sind philosophische Romanciers, das heisst: das Gegenteil von Thesen-Schriftstellern... Aber gerade diese Entscheidung, mehr in Bildern als in Überlegungen zu schreiben, enthüllt ein gewisses Denken, das ihnen gemeinsam ist und das von der Nutzlosigkeit des ganzen Auslegungsprinzips und von der erzieherischen Sendung der anschaulich gegebenen Erscheinungen überzeugt ist.<sup>3</sup>

---

<sup>2</sup>Persönliche Unterhaltung mit Gerd Gaiser in Reutlingen am 25. Juli 1961

<sup>3</sup>Albert Camus, Der Mythos von Sisypnos, Reinbek bei Hamburg 1961, S.84-85

Gaiser verwirft Thesenschriftstellerei; denn er masst es sich nicht an zu entscheiden, was gut und was böse ist. "Gut und Böse sind heute relativ, man will Gutes und tut Böses, es kommt nur darauf an, wie man in der Welt besteht."<sup>4</sup> Diese Worte des Dichters beantworten die Frage, ob und wie er in seinen Werken die Vergangenheit bewältigt. Durch Taten der Wiedergutmachung ist sie nicht zu bewältigen. Schon die Tatsache, dass Gaiser den Krieg, das Vergangene, die Schuldfrage, als Thema bevorzugt, zeigt, dass die Vergangenheit nicht einfach abgetan werden kann. Sie ist in allen seinen Werken lebendig, spielt immer wieder in die Gegenwart hinein und zwingt den Menschen zur Stellungnahme. Gaisers Gestalten finden in solchen Grenzsituationen verschiedene Auswege. Einige suchen sogar den Tod, wenn sie ihre Erlebnisse nicht überwinden können, oder verfallen dem Nihilismus. Andere glauben in materiellem Besitz neue Sicherheiten zu finden oder sich zerstreuen zu können. Sie alle fliehen vor der Wirklichkeit. Der Dichter ist jedoch auf der Seite derer, die--in der Liebe oder im Glauben--die Kraft finden, im Angesicht der Vergangenheit weiterzuleben. Das Durchstehen allein zählt, die Haltung.

---

<sup>4</sup>Persönliche Unterhaltung mit Gerd Gaiser in Reutlingen am 25. Juli 1961

In der Erzählung Das Rad von Sghemboli zeigt Gaiser, wie relativ Gut und Böse sind, wie gute Absichten in ihr Gegenteil umschlagen können. "Jeder bekommt doch, was zu ihm gehört, und jeder sein Gegenteil, damit er ganz wird."<sup>5</sup>

Um in der Welt zu bestehen, um "ganz zu werden", muss der Mensch sein Schicksal bejahen, auch wenn es ungerecht und sinnlos erscheint.

Das armselige Dorf Sghemboli auf der Grenze zwischen Konföderation und Königreich war nur durch einen steinigen, ausgetretenen Pfad mit der Welt unten und dem Bergesgipfel oben verbunden. Ausser den Frauen bewegte sich niemand dort herunter oder hinauf.

Die Frauen hörten ihr Herz pochen, ihr geduldiges und vernutztes Herz laut pochen in seiner Höhle, und sie blickten aus dem gewaltigen Raum ihrer Berge hinab in ihr winziges und mühseliges Dorf; sie krochen wieder unter die Last und strammten ihre zerboenen Schultern unter den Gurten, sie streckten sich aus dem Kreuz und schickten sich in den Abstieg mit einem wortlosen und vernunftlosen, ergebenen Seufzen. (S.315)

Willig tragen sie ihre Sisyphoslast, bis eines Tages eine Strasse gebaut und eine Postlinie eingerichtet wird. "So kam das Rad nach Sghemboli und vollbrachte, was es zu tun hatte." (S.326) Die Dorfbewohner finden lohnendere Arbeit unten im Tal, Abwanderung setzt ein, und in wenigen

---

<sup>5</sup> Gib acht in Domokosch, München 1959, S.338  
Alle nachfolgenden Seitenzitate sind diesem Erzählungsband entnommen.

Jahre

versch

nur no

Schies

fällt

der Er

Von

jen

mün

Art

Je

änd

bar

Art

ode

Die in

des Do

ist we

als de

Sghemb

nichte

in dem

nen Pl

aus de

Tür ei

Lärm d

mit ti

sich d

Jahren ist Sghemboli verlassen und leer. Ein Bergsturz verschüttet die unheilvolle Strasse, und Sghemboli ist nur noch für den letzten militärischen Zweck brauchbar: Schiessübungen, Sprengwirkungen, Zerstörung. Somit erfüllt sich das Schicksal des Dorfes, wie es zu Beginn der Erzählung prophezeit wird:

Vorgänge in dem Dorf Sghemboli und sein Ende erweisen jene Verkehren, in die unser Handeln gewöhnlich münden muss. Keine Ausflucht trägt Erfahrungen dieser Art hinweg, keine Hoffnung kann es gegen sie aufnehmen. Je deutlicher sich indessen ein solcher Gang als unabänderlich abzeichnet, desto sicherer können wir offenbar damit rechnen, dass für unser Handeln Masse seiner Art gelten werden, nicht aber Erfolg uns rechtfertigen oder richten wird. (S.313)

Die in guter Absicht erbaute Strasse hatte zum Untergang des Dorfes geführt. Doch dieses enttäuschende Ergebnis ist weniger entscheidend für den Ausgang der Erzählung als der scheinbar zufällige Tod des letzten Bewohners von Sghemboli. Mit dem Dorf wird nämlich ein alter Mann vernichtet, der an den Ort seiner Jugend zurückgekehrt ist in dem Glauben "alles warte noch auf ihn und halte seinen Platz frei." Niemand erwartet ihn, seine Geliebte aus der Jugend ist verschwunden, und er muss die eigene Tür eintreten, um in seinem Zimmer zu übernachten. Der Lärm der einschlagenden Geschosse erfüllt ihn anfangs mit tierischer Angst, doch plötzlich erkennt er, dass sich das Ducken nicht mehr lohnt: "Nichttun ist besser

als tun." (S.337) Jeder bekommt doch, was für ihn bestimmt ist. Der alte Strössner ist nach Sghemboli heraufgekommen, um dort der letzte zu sein. Indem er sich seinem ihm sinnlosen Tod ergibt, bejaht er sein Schicksal und beweist menschliche Grösse.

Gaisers Werke behandeln alle in irgendeiner Form eine Heimkehr an einen wohlbekanntem Ort, Rückblicke in die Vergangenheit, Erinnerungen. Sie sprechen von dem unerfüllbaren und doch unausrottbaren Verlangen des Menschen, sich entschwundene Zeiten zu vergegenwärtigen, vergangenes Erlebnis zu wiederholen. Alle Versuche, das Noch einmal herbeizuführen, scheitern jedoch zuletzt, und der Mensch sieht ein, dass er seine Vergangenheit--ob beglückend oder bedrückend--überwinden muss, um in der Gegenwart zu bestehen.

## I. Eine Stimme hebt an

"In die nämlichen Flüsse steigen wir und steigen wir nicht, wir sind es und sind es nicht," Dieser Ausspruch Heraklits leitet Gaisers Roman Eine Stimme hebt an ein und umreisst sein sittliches Problem: Wie kann ein in allen seinen Hoffnungen und Erwartungen enttäuschter Mensch wieder Glauben und Zuversicht gewinnen? Wie kann ein Heimkehrer seine Vergangenheit bewältigen und einen neuen Anfang finden? Wie kann er es vermeiden, nach einem solchen Sturz in den Sog des Nichts zu geraten? Gaiser findet eine überzeugende Antwort auf diese Fragen. Sein Held Oberstelehn überwindet die Erlebnisse seiner Vergangenheit, indem er zu seiner ihm untreu gewordenen Frau zurückkehrt und mit ihr ein neues Leben anfängt.

Oberstelehn ist ein Heimkehrer, nichts Besonderes, ein Mensch wie viele.

Der Mann hiess Oberstelehn und hielt von sich nicht mehr viel; er konnte mit seinem Namen nicht Staat machen, der die Amtsstuben verdross. Leute hatten offenbar einst auf der obersten Lehne gewirtschaftet oder auf dem obersten Lehen; das mochte steinig und ohne Verführung zur Hoffahrt gewesen sein. Er hatte diesen Vorfahren nicht nachgeforscht, ihrer Heimat auch nicht; er selbst besass keine Heimat mehr. (S.7)<sup>1</sup>

---

<sup>1</sup> Eine Stimme hebt an, München 1960. Alle nachfolgenden Seitenzitate sind diesem Roman entnommen.



Er ist der Mann von 1945, der Mann, der zurückkehrt, heimatlos, "ein Herr Jedermann als Opfer der politischen Ungeheuer des XX. Jahrhunderts."<sup>2</sup> Er ist skeptisch, verzweifelt, müde und abgerissen. Seine Frau hat ihn verlassen, sein Kind ist tot, seine Wohnung ausgebombt. Gerade hat man ihm noch das geliehene Fahrrad gestohlen. Er hat kein Bedürfnis, an seinen Ausgangspunkt zurückzukehren, sondern kommt in das Städtchen Irrnwies, wo er früher die Schule besucht hat. In dem Nachbardorf Nonn findet er Unterkunft und lebt dort ein Jahr bis ihm der Zuzug entzogen wird. Irrnwies ist ihm aus der Vergangenheit in lieber Erinnerung, in Nonn ist er ähnlich fremd wie Kafkas Held K. im Schloss. Oberstelehn ist ebenfalls ein negativer Held, ein sympathischer Mensch, der Einzelne, der in einer abstossenden Welt verloren ist. Er hat allerdings einige wenige Bekannte von früher, deren Schicksal er kennt und die sich seiner erinnern. Die meisten seiner Schulkameraden sind jedoch gefallen, in vielen Familien ist der Vater, Sohn oder Bruder nicht zurückgekommen. Auch erkennen ihn die Bekannten nicht gleich; denn er hat sich verändert. Er ist es und ist es nicht.

---

<sup>2</sup>Curt Hohoff, Geist und Ursprung, München, S.191

Aber auch er verstand erst, als er so durch die Strassen hintrieb, wie die Menschen ihn sehen mussten. Von sich selbst glaubt jeder, er wäre es noch. Aber da findet Gespenst zu Gespenst. Unsere Nachbarn sagen: un revenant. Das Wort trifft. Hätte jemand ihn anreden sollen? Für ihn brauchte es nicht einmal einen Namen. Er war nicht einmal Oberstelehn. (S.42-43)

Für die Anter ist er nur eine Ziffer, wie viele Heimkehrer neben ihm, denen wieder ein Platz in der Gemeinschaft angewiesen werden muss. Sie tragen abgeschabte, schwarzgefärbte Wehrmachtsuniformen ohne Achselstücke und blanke Knöpfe. Ihre Gesichter, von Entbehrungen gezeichnet, spiegeln Hoffnungslosigkeit und gleichzeitig Verachtung.

Sie standen vor den verfluchten Pulten und Schaltern in einer bissigen gemachten Dämlichkeit und liessen sich stempeln, wenn aufgerufen wurde, oder holten sich ihre Scheine als Schwerarbeiter. Vielleicht, dass ein paar sich verbargen; die meisten verbargen weder sich selber noch sonst etwas. Sie hatten nichts zu verbergen, sie hatten gar nichts, vielleicht nicht einmal etwas, um darum zu trauern. (S.43-44)

Sie sind erbärmlich arm und am Rand der Verzweiflung, doch haben sie ihr Leben retten können und müssen nun sehen, wie sie über die Zeit kommen. Was soll werden? Oberstelehn lässt sich treiben. "Wohin, das wusste er nicht, kaum, dass er getrieben war." (S.44) Er hat kein Ziel, und er hält vom Guten nicht viel. Doch da er den Krieg überlebt hat und zu denen gehört, die leben sollen, muss er einen Anfang finden. Im Krieg hatte er nicht sehr an seinem Leben gehangen, und die Vorstellung des Todes hatte

ihn gleichgültig gelassen, doch "nun war er zu leben  
 beschieden, befohlen, gesegnet, verflucht;..." (S.45)  
 Nicht nur die Kriegsheimkehrer fühlen sich verlassen und  
 verloren in ihrer erschütterten Welt, Frauen, Kinder, alt-  
 gewordene Mädchen, Übriggebliebene, sind genau so hart ge-  
 troffen und müssen trotzdem weiterleben. Oberstelehns al-  
 ter Schulkamerad, der einäugige Apotheker Michael Amhag,  
 dem seine Tolpatschigkeit als Kind den verdrehten Namen  
 Leachim eingetragen hatte, ist nicht Soldat gewesen und  
 hat, da er alleinsteht, keinen nahen Verwandten verloren.  
 Er trägt an der Vergangenheit, weil er nicht kämpfen und  
 das Gefühl der Nutzlosigkeit nicht loswerden konnte, "er  
 nörgelte gegen den Tod, weil ihn der nicht beachtete."  
 (S.22)

Er sah sich von ganz weit: da stand er mit seiner Ver-  
 gangenheit und stand da mit seiner Zukunft... Wen der  
 Krieg behalten hatte, der war fertig mit Vergangenheit  
 und fertig mit Zukunft. Er aber schleppte am Vergange-  
 nen, und seine Zukunft lag fade und verlässlich vor  
 ihm wie altbacken Brot. (S.22)

Auch er hat kein Ziel, nur die Gewissheit eines geregelten,  
 eintönigen Lebens, das ihn verdriesst. Mit seinen Freunden,  
 dem Doktor, dem alten Apotheker und Ness Kämmerer--gleich-  
 falls Alleinstehende und Übriggebliebene--spielt er Doppel-  
 kopf. Trotzdem ist er einsam und hat "ein Gesicht voller  
 Verlassenheiten." Gaiser erzählt oft von Menschen, die

schwer beladen sind mit Mühsal und Gebrechen und gerade deshalb besondere Einsichten und Erkenntnisse haben. So ist der einäugige Apotheker neben dem alten Forstmeister Speeth einer der letzten Menschen. Obgleich er sich immer den Anstrich der Unanständigkeit gibt und glaubt, nutzlos zu sein, stirbt er für seine Mitmenschen. Sein Opfertod widerlegt die pessimistische Weltanschauung, die er Oberstelehn erklärt.

Viele Zeitalter haben Erschütterungen gekannt, immer hat eine Welt, eine Schicht, eine Geburtenreihe sich im Sterben gesehen... Nun aber ist das ganz anders, denn jetzt hat die Auflösung eingesetzt, das Gehirntier seine letzte Stufe erklimmen... Der Mensch ist das Mass aller Dinge nicht mehr, die Maszstaebe überhaupt sind in Unordnung. (S.124)

...ich sehe mir die Historie an und habe nur Missachtung für sie. (S.126)

Der Mensch ist nicht mehr, was er früher war. Er hat seine Würde verloren, nun kann man ihn "abrichten, einsetzen, seine Meinung bilden, ihn verwerten, verheizen, verbrauchen, fortwerfen." (S.333) Es gibt keine Ehrfurcht vor dem Leben mehr. "Unter uns befindet sich keiner mehr, der kein Töter wäre, zumindest, er besitzt keinen Gegengrund, es zu werden." (S.334) Nur der Mensch selbst kann sich in dieser chaotischen Welt helfen.

Eine neue Ordnung würde ihn nicht ändern; denn "So viele Gesetze, als Mörder herumlaufen, kann gar keiner ausden-

ken." (S.335-6) Amhag glaubt an den bevorstehenden Weltuntergang, nachdem alle sittlichen Werte verloren sind. Er selbst hat sich jedoch die Ehrfurcht vor dem Menschen bewahrt, obwohl er es nicht wahrhaben will. Er, der sich überflüssig fühlte, zögert nicht, sich für sein Dorf zu opfern. Durch seinen Tod überwindet er seine Vergangenheit, nicht, weil er ihr entgangen ist, sondern weil er sein Leben gegeben hat in dem Glauben, die Dorfbewohner vor einer verheerenden Krankheit bewahrt zu haben.

Oberstelehn hat sich kein Gedankengebäude errichtet, überhaupt denkt er nicht viel. Er geht unter die einfachsten Menschen, die Holzfäller, die schwer arbeiten und wenig reden. Dort treffen sich mit den alten Waldläufern die Erwerbslosen, Flüchtlinge, Heimkehrer und Bürger, die mithelfen müssen, Holz für einen kohlenlosen Winter einzubringen. "Es war ein freies Treiben, ein jägermässiger borstiger Ton, Härte, Lust, Gleichheit." (S.97) Oberstelehn kennt und liebt den Wald aus seiner Jugend, jetzt trägt er notgedrungen zu seiner Vernichtung bei. Er findet sogar einen Platz, der ihm früher heilig war, abgeholzt und aufgewühlt. Diese Landschaft, von Gewalt und Zerstörung gezeichnet, trostlos, nackt und hässlich, ist Symbol für die seelische Verfassung des Heimkehrers und aller vom Schicksal geschlagenen Menschen.

Das Land hatte seinen Engel verloren. Der Engel hatte gehorcht, als sein Befehl ihn abrief vom geschändeten Boden, er folgte, schwermütig weichend. Aber die Engel, selber von Ewigkeit, lechzend im grossen Glänzen, vom Ewigen ungeletzt, zieht eine Sehnsucht zurück nach den Rauchmalen des Leids, nach dem Geruch der Geburt, nach der Bestäubung des Tods. Jetzt hob er sich manchmal im Westen, wenn die Luft stille war, stand auf dem graslosen Lande, das Angesicht hergeneigt, senkte langsam den Blick, fragte den Abendrauch. (S.104)

Diese geschändete, vom Engel verlassene Landschaft ist eine mythische Landschaft; "es ist Hölderlins Landschaft, die an die Wiederkehr der Götter glaubt. Hier sind es Engel, Mittlerwesen zwischen Gottglanz und Menschenleid."<sup>3</sup> Auch dieser Engel kehrt zurück, er gibt die verlassene Welt nicht auf, sondern rettet sie. Neue Zuversicht und neuer Glaube erfüllen den Menschen. Es gibt wieder ein Heil in der Welt. Oberstelehn fasst den Entschluss, zu seiner Frau zu gehen und ihre Ehe zu erneuern.

Unter den Holzfällern trifft der Heimkehrer den ehemaligen Pfarrer von Pulverdingen, der sich, ähnlich wie Soldner im Schlussball sein Amt angemasst hatte und nun nach seiner Entlassung im Wald arbeitet. Als Flüchtling war er in das Dorf gekommen, wo die Pfarrstelle frei stand. Es war bekannt unter seinen Leidensgefährten, dass er das Geheimnis einer tröstenden Hand besass. Die Dorfbewohner trugen

---

<sup>3</sup>Hermann Pongs, Im Umbruch der Zeit, Göttingen 1958, S.228

ihm somit das Amt an, obgleich er seine geistlichen Eigenschaften nie erwähnt hatte. Er erfüllte das Verlangen seiner bäuerlichen Gemeinde nach Trost und Betreuung, doch musste er entfernt werden. Er trägt es mit Ergebenheit; "es ist doch Alles von Gott." (S.174) Der abgesetzte Pfarrer gewinnt die Kraft, in einer ordnungslosen Welt zu bestehen, aus seinem Glauben. Mit diesem Glauben erhebt er nicht Anspruch auf ein besseres Schicksal und Entschädigung für die Zeit im Konzentrationslager und sein gegenwärtiges Dasein als Flüchtling, sein Glaube hilft ihm lediglich, das Schicksal mit Gelassenheit zu tragen. Der Pfarrer verlangt keine Rechenschaft, "Soll ich der Tor sein, der meint, dass man in Gottes Namen gewinnen könnte?" (S.418) Er erkennt Gott überall in der zerstörten Landschaft. Im späten Herbst blüht an einsamer Stelle ein Apfelbäumchen. Für die alte Bauersfrau ist "alles aus dem Gang geraten, Sommer und Winter, der Blust und die Frucht." (S.199) Der Pfarrer sieht in der Blütenpracht das Walten Gottes, einen "unaufhörlichen Anfang." Er möchte den Menschen von dem Erlebten berichten, aber das wäre wider die Obrigkeit. Doch kann er zu ihnen sprechen, indem er ein Krippenspiel für die Dorfjugend schreibt. Oberstelehn übt das einfache, ergreifende Spiel mit den Kindern ein, kurz vor Weihnachten wird

es aufgeführt. Er lässt die Kinder selbst ihre Lieder singen, er übt keine Rollen ein. Sie spielen "wie aus einem Perikopenbuch des elften Jahrhundert, und es sind die Gebärden von Christen aus Byzanz." (S.253) Das Spiel endet mit dem Auftritt eines Engels, der die Gottesbotschaft bringt. Oberstelehn aber hört die Botschaft nicht. Er hat in diesen Tagen den Tiefpunkt der Hoffnungslosigkeit erreicht. Das Bild des Engels, der an solchen Tagen zurückkehrt zu dem Boden, von dem er unwillig gewichen ist, symbolisiert diese Verzweiflung: der Engel weint, "gelehnt an die Lende des Berges." (S.274)

Am Weihnachtsabend fährt Oberstelehn mit dem Zug in eine grosse Stadt, wo ihn niemand kennt. Ziellos wandert er durch die Schutthalden und kehrt endlich zum Bahnhof zurück, "dem einzigen Ort, wo ein Rest Leben hinkränkelte..." (S.256) In der halbzerstörten, regenfeuchten Wartehalle überkommen in Erinnerungen an die letzten verzweifelten Zeiten des verlorenen Krieges, doch gleichzeitig hat er das beruhigende Gefühl zu Hause zu sein, da, wohin er gehört.

Er liess sich neben der Tür nieder und stützte die Ellbogen auf seine Knie. In diesem Augenblick schien ihm sein gegenwärtiges Dasein zu zerflattern, und wirklich schien nur dies, dass er hier sitze und warte, warte auf etwas, vielleicht nur auf einen Zug. (S.258)

Ein Maler, der die linke Hand verloren hat und erst



kürzlich aus der Gefangenschaft entlassen worden ist, spricht ihn an. Der Maler wartet auf mehr als auf einen Zug, er hat ein Ziel. Früher war es selbstverständlich, ein Ziel zu haben und sich auf dem Wege dahin zu schinden, heute aber besteht die Schinderei darin, ein Ziel zu entdecken; "...sieht man es erst, so heisst das, man hat das meiste geschafft." (S.268) Auch ein Maler sieht sich von einer Landschaft überwältigt, ehe er sie in sich aufnehmen, verarbeiten und auf die Leinwand übertragen kann. Es wird dann eine andere Landschaft und bleibt doch dieselbe.

Weil er ein Stück bewältigt hat, so baut er Hoffnung darauf und eine Gewähr, er möchte das Ganze bestehen. Das heisst, er ist auf dem Weg... (S.269)

Der Maler hat, nachdem die Welt um ihn zerstört ist, noch einen Halt an der Kunst, jedoch nur, weil er den Willen zum Schaffen bewahrt hat. Er hat Lebensmut und glaubt daran, dass es wieder aufwärts geht, da mit der Niederlage der Tiefstand erreicht ist. Der Kampf ist ausgetragen, der Drache auf die Erde gestürzt; er bedeckt sie zwar noch, aber es herrscht Stille, "die Starre des Scheintods, die Stille, ehe der Wind umspringt von einem Himmelsende zum andern." (S.271) Die Begegnung mit dem Maler, die zweite Botschaft in der Christnacht, lässt Oberstelehn seine Einsamkeit noch stärker fühlen. Die Worte des Malers helfen ihm nicht; denn ohne Glauben kann er kein Ziel finden.

Er geht in der Irre, aber dass er sich bewegt, ist ein erster Schritt zurück zum Leben, ein Anfang. "Was sich vollenden soll, muss die Verzweiflung durchwachsen..." (S.273)

An Amhags Gleichnis von den Armee-Ameisen wird Oberstelehn sein eigener leerer Kreislauf offenbar. Wenn die Führung verloren ist, kreisen die Ameisen bis zum Verhungern wirbelnd um eine leere Mitte. Das Gegenbild sieht Oberstelehn erst am Ende seines Weges, kurz vor dem Ziel: das Bienengesicht:

Dort in der tönenden Ode schwoh der Schwarm selbstgenügsam, niemand zum Raube, von innen zitternd, in einer Wolke von Pollengeruch, einer Glocke von jachtrunkenen, schrillen und dunklen, klagenden, zornigen, inbrünstigen, triumphierenden, hingerissenen Stimmen. Es schien ihm ein Zeichen, er nahm es an, es verkündete Fülle und Glück...o Atem, o Lebensfest. (S.436-7)

Es ist ein bekanntes und lange vergessenes Bild, das ihn an seinen Hochzeitstag erinnert. Die Gäste hielten es damals für ein glückverheissendes Zeichen, als sich ein Emsenschwarm auf dem Schleier der jungen Braut niederliess. Doch das Glück liess auf sich warten. "O Wahn, o betrogenes Leben. Zeichen undeutbar, von Menschen gedeutet: lügende Zeichen." (S.437) Das Bienengesicht, so wie er es an diesem Frühlingstag wiedersieht, ist jedoch kein vergebliches Zeichen: es weist Oberstelehn auf sein Ziel hin, die Wiedervereinigung mit seiner Frau.

Auch Ness Kämmerer ist sich in der Weihnachtsnacht ihrer

Einsamkeit besonders bewusst. Sie hat keine Familie, ihr Verlobter ist gefallen, sie selbst ist nicht mehr jung und hat wenig Aussicht zu heiraten. Doch lässt sie sich nicht ziellos und glaubenlos treiben, obwohl auch sie Stunden tiefster Hoffnungslosigkeit kennt. In der Christnacht spendet sie Blut für eine sterbende Frau. Es ist umsonst.

Tiefe mutlose Trauer, Enttäuschung hielten sie nieder. Es kam ihr vor, als ob sie nur da wäre, um zu verlieren, alles das Ihre und zuletzt sich selbst, und sich zu erschöpfen, vergeblich und ungesegnet, und dass dies alles sinnlos und nutzlos bleibe, taube Blüte und nimmer Frucht.  
(S.265)

Diese verzweifelten Worte sind jedoch nicht kennzeichnend für Ness Kämmerers Einstellung zum Leben. Obwohl sie alles verloren hat, verliert sie sich selbst nicht. Wie Amhag schont sie sich nicht, wenn sie anderen helfen kann. Sie ist zwar ein wenig "vor den Schlitten", aber nicht unter den Schlitten geraten. Obgleich er ihr wehtut, billigt sie Oberstelehns Entschluss zur Rückkehr. Sie war seine Jugendliebe, doch der Krieg hat das "schöne, unbändige Hexengeschöpf", das aus Übermut heller als die Pulverdinge Hähne krähen konnte, zu einem ernsten, einsamen Mädchen gemacht. Oberstelehn besucht sie nach seiner Ankunft in Nonn in der Bibliothek des alten Kämmerer, der schöne Bücher sammelte. Das Gartenhäuschen ist vom Krieg unversehrt geblieben, in den alten Büchern scheint

ein Stück Vergangenheit bewahrt, bis auch sie in Flammen aufgehen.

Da sahen sie dort, wo das Kämmererhäuschen stand, eine Flamme; keine Lichterpunkte elysisch in den Halden hingetupft, sonder dort die einzige sich zusammenziehende und wieder auseinanderwallende Flamme; sie brannte böse, rotgelb und zornig. Es war kein spielerisches Brändchen, sondern es brannte alles gründlich und ganz und gar; das Dach, alle Ecken standen in Flammen, nichts mehr zu retten, es brannte wie ein gelegter Brand brennt...Oberstlehn kam es vor, er sehe den alten Wieland schwarz auf seinem Sockel heraufgehoben, ehe er stürzte. Götter, Helden und Wieland, sagte er, da gehen sie hin. (S.62)

Die unlöschbare Flamme vernichtet das Letzte, was Ness Kämmerer aus einer besseren Welt hindübergerettet hatte und das sie an die Vergangenheit band. Ihr Lebensmut wird jedoch nicht zerstört. Ness Kämmerer ist eine der Gaiserschen Frauengestalten, die sich Innerlichkeit und Zuversicht bewahrt haben, selbst wenn Männer versagen. Sie musste ohne Hilfe bestehen, als Oberstlehn sie nach dem vernichtenden Brand verliess, in einer Zeit, da sie ihn am meisten brauchte. Oberstlehn wusste jedoch, dass sie ihn nicht nötig hatte, obwohl auch sie nicht ungefährdet ist.

Ich...glaube, dass zwar der Anstand es nirgends gänzlich gewinnt, aber das Niederträchtige auch nicht, und dass die Bestätigung aus Werken kein Zustand ist, sondern eine Aktion. Sie ist ein Drittes, das sich zwischen zwei Feldern entlädt, und ohne das Böse kann Gut nicht gut sein. (S.448)

Mit diesen Worten sagt Oberstlehn dem Mädchen in ihrem letzten Gespräch, dass er von ihr gelernt hat. Er bejaht

das Leben, so wie es ist, mit seinen Schattenseiten und seinen glücklichen Stunden. Er glaubt wieder an die menschliche Bindung, das Sakrament. "Wir haben so viele Ordnungen vergessen oder zuschanden gemacht, dass wir uns jetzt an das wenige halten müssen, was es noch gibt." (S.437) Oberstelehn hat Mut zu einem neuen Anfang und entscheidet sich zu dem Nächsten, was für ihn das Schwerste ist: seine Ehe zu retten. Ness Kämmerer fragt ihn beim Abschied, ob er seine Frau noch liebt.

Nein, aber es ist ein sonderbarer Bestand in der Ehe, man kann sie biegen, aber sie bricht davon nicht... Weisst du, das mit der Liebe, die sich nicht befehlen lässt, das ist vielleicht auch bloss Gerede. Die ist vielleicht nur ein Ausschnitt, eine entbehrliche Spielart, das Stück ist umfangreicher. An einem Bild, sagen die Maler, sind das Schwerste die leeren Stellen. Aber man kann nicht ausweichen, wenn es fertig werden soll. (S.449)

Oberstelehn nimmt auch Abschied von Ersabet Waaga, der Frau, die ihn in Nonn hielt und doch durch ihr Vorbild zur Heimkehr bewegte. Ihr Mann ist im Osten vermisst, sie hat keine Verwandten und wenig Anschluss im Dorf. Oberstelehn schützt ihre kleine Tochter vor den Verfolgungen der Dorfjugend, holt die Holzration für die Familie aus dem Wald und besorgt Lebensmittel. Er kümmert sich um die vaterlose Familie, als ob es die eigene wäre. Dabei hat er selbst eine Frau, die ihn vielleicht braucht.

Einen Fernsten lieben, weil der Nächste nicht sehr bequem ist und klagen könnte. Vielleicht war eine andere Frau auch allein, möglich immer, dass sie nun allein war. Und diese Frau hiess Oberstelehn. (S.82)

Es fällt ihm leichter, fremd zu sein und einer Fremden zu helfen. Noch fehlt ihm der Mut, der Wirklichkeit ins Auge zu sehen. Oberstelehn verehrt diese Frau, die "wartet und sich wehren muss" und bewundert ihre Sauberkeit und Mutterliebe, ihren Anstand und die Festigkeit, mit der sie zu ihrem verschollenen Mann hält. Ersabet Waaga schätzt in einer Zeit, in der die Ehrbegriffe unklar geworden sind, die Ritterlichkeit und Rücksicht ihres Bekannten.

Was ist ein Weib. Glauben sie denn, dass es bestehen kann? Sie wird es nicht können, nicht lange, und nicht für immer. Sie ist nur sicher, wenn einer ihr Wächter ist, vor ihr selber und vor ihm selber auch...Sie haben bestanden, und ich durch Sie. (S.435)

Ersabet Waaga verzweifelt nicht in der Ungewissheit, ob ihr Mann lebt, sondern erhält sich für ihre drei Kinder. Als ihr Mann nach dem vielleicht letzten Urlaub wieder eingezogen ist, tanzt sie für die Kinder, die sie gerade jetzt nicht weinen sehen kann.

Ich zerrann vor Angst und habe euch vorgespielt, damit ihr nichts von der Angst merken solltet, wo ich doch selbst nur noch Angst war, nichts als Angst, so voller Angst, dass da gar keine Wahl blieb, als mutig zu sein. Es soll nicht aufhören. Ich will weiter lieben. (S.165)

Trotz Hunger, Einsamkeit und angstvoller Spannung besteht sie; denn "aus der Liebe leben und aus der Erhöhung durch

sie, das ist überhaupt das einzige, wofür sich die Schöpfung gelohnt hat." (S.284) Wie Herse Andernoth im Schlussball hadert Ersabet Waaga nicht mit dem Schicksal, sondern trägt es tapfer, eine von den wenigen, die trotz Hunger und Entbehrungen Menschen geblieben sind. "Nichts macht so unanständig wie Hunger, den, der ihn leidet, und den auch, der sich seiner bedient," (S.270) sagt Amhag. Auch Oberstelehn schiebt, doch Frau Waaga erbettelt Gemüse und Milch von den Bauern, die nur mit knapper Not einen Liter abgeben können. Der Hunger macht sie nicht "unanständig", obwohl die Sorge um ihre Kinder es hätte rechtfertigen können. Ersabet Waaga zieht aus der Liebe zu ihren Kindern und ihrem vermissten Mann die Kraft, das Gewesene zu überwinden und die Not- und Hungerjahre nach dem Krieg durchzustehen. Oberstelehn hat keine Liebe, keinen Glauben, keine Hoffnung. Er lässt sich treiben wie viele andere, die des Irrtums sind, "sie könnten des Gestrigen ledig werden und besäßen das Morgen, wenn sie dem Gestern entflohen wären." (S.284) Doch auch er findet endlich sein Ziel, nicht zuletzt durch das Beispiel der bewunderungswürdigen Frau Waaga. Nur ein Jahr bleibt er in Nonn, doch diese kurze Zeit in der alten Heimat, die längst nicht mehr die alte und auch keine Heimat mehr ist, macht einen neuen Menschen aus ihm. Oberstelehn arbeitet in den verschiedensten Berufen. Es

beginnt damit, dass der gerade aus der Gefangenschaft Entlassene zwei Kindern beim Bucheckernsammeln hilft und ihrer Mutter den Stall baut, den der Mann nicht mehr fertigstellen konnte. Als Vertreter einer Wohnungskommission misst er Prachtstuben, Hütten, Scheunen, Bodengeschosse, unbenützte Werkstätten und Flüchtlingsbaracken aus, ob noch weitere Aufteilungen möglich sind. Er lernt die Dorfbewohner und ihre Schicksale kennen. Er ist Waldarbeiter und Laienspieler, "Laie überhaupt und durchweg unheilig und ohne Weihen, eheflüchtig, Totschläger, Schwarzhändler, fremde Weiber begehrend in Taten und Gedanken..." (S.438)

Nur ein kurzes Jahr dauert diese Entwicklung, die eigentlich viele Jahre, vielleicht ein ganzes Menschenleben füllt. Oberstelehn findet zum Schluss zu sich selbst zurück und erkennt, dass er vor der Wirklichkeit nicht fliehen kann. Er hat sich treiben lassen und ist schuldig geworden. Er erkennt seine eigene Schuld und ist bereit, seiner untreu gewordenen Frau zu vergeben und die Ehe mit ihr zu erneuern. "Es gibt Dinge, die tiefe Bindung und Pflicht bedeuten und einen tragen, wenn man sich daran hält."<sup>4</sup>

---

<sup>4</sup>Persönliche Unterhaltung mit Gerd Gaiser in Reutlingen am 25. Juli 1961



## II. Das Schiff im Berg

Dieses wenig bekannte, wohl beste Werk Gerd Gaisers ist weder ein Roman noch eine Erzählung, sondern ein wissenschaftlicher Bericht in dichterischer Form und Sprache. Es ist eine Komposition aus Bildern, jedem Bild geht eine kurze sachliche Notiz voran. Es trägt den bescheidenen Untertitel: Aus dem Zettelkasten des Peter Hagmann. Doch diese episodentartigen Kapitel, eingeleitet durch die Tagebuch-Stichworte des Geologen und Höhlenforschers Hagmann, sind mehr als Aufzeichnungen eines Wissenschaftlers: es sind Visionen, welche die 180 Millionen Jahre alte Geschichte des Berges und seiner Bewohner umfassen. Sie zeigen die Entstehung der Steine, Pflanzen, Tiere und Menschen und berichten über die Gewalt der magischen Elemente des Wassers, der Luft, der Erde und des Feuers. Der Berg ist immer die Hauptperson, und die Menschen, die über ihn hinwegziehen, dienen nur dazu, der Hauptperson eine vollständigere Existenz zu schaffen. "Nein, ohne die Menschen ginge es doch nicht,"<sup>1</sup> erkennt Hagmann, der die Historie

---

1

Das Schiff im Berg, München 1955. Alle nachfolgenden Seitenzitate sind diesem Werk entnommen.

des Berges ohne die Menschen schreiben wollte; denn der Berg ist Schauplatz der menschlichen Problematik vergangener und gegenwärtiger Geschlechter. Er ist zugleich herrlich und mörderisch, eine Szene, auf der sich die Kläglichkeit und der geheime Glanz des Menschenwesens offenbart. Die Geschichte reicht von der Entstehung aus dem Urmeer, das man aus Ton, Sandstein, Mergel, Schichten Beta bis Zeta ablesen kann, über Urtier und Höhlenmensch zur frühesten Siedlung, über keltische und germanische Ahnen zu Völkerwanderung und Mittelmeer, über die Zeit der Herzöge zu den beiden Weltkriegen und zur Gegenwart. Es ist ganz allgemein die Geschichte der Erde und ihrer Wesen, die Geschichte vom ewigen Werden und Vergehen alles Lebens.

Der Berg gehört zu der kleinen Gemeinde Horgenloch, und Peter Hagmann hat den Auftrag, die wissenschaftlichen Funde einer Tropfsteinhöhle zu bergen, bevor die Höhle fuer den Fremdenverkehr freigegeben wird. Seit jeher spielt der Berg eine bedeutende Rolle in der Vorstellung der Dorfbewohner. Früher war er Sitz mythischer Gewalten und unfasslicher Elementargeister, geheimnisvoll seine Schätze verbergend, doch nun hatte der Zufall den Eingang zu einem verzweigten Höhlensystem freigelegt, von dem man sich Reichtum und Ruhm versprach. "Immer war die Gemeinde arm gewesen, und warum sollte nun nicht endlich das Schiff aus dem Berg

kommen?" (S.8) Da es weit und breit kein von Schiffen befahrenes Wasser gab, hatten die Horgenlocher nie ein Schiff gesehen; ein Schiff im Berg war für sie doppelt geheimnisvoll, gleich den Mächten der Natur, die niemand je gesehen hat und die doch täglich fühlbar sind. Das Schiff ist Symbol der Fülle; das Schiff im Berg ist eine "ungereimte Vorstellung". "Doch auf das Ungereimte kommt es manchmal an."

(S.5) Das Ungereimte, das mit dem Verstand nicht zu Begreifende, das Unwegbare soll hier zu Wort kommen. Das grausame, dem Zufall preisgebende und im Grunde doch planvolle Spiel der Natur soll sich dem Menschen offenbaren und ihn trösten. Gaisers Buch ist tröstlich; denn es öffnet dem in den Problemen der Vergangenheit und Gegenwart verfangenen Menschen den Blick für die grossen kosmischen Zusammenhänge des Daseins. Tröstlich ist auch die Hoffnung auf das Schiff, das in dem Berg eingeschlossen sein soll und vor den durch Zauber geöffneten Augen das ihm ungemässe Element durchdringen wird, wenn Menschenleid und Not für immer von der Erde getilgt sind. "Das Schiff ist übrigens nicht herausgekommen," (S.191) erfährt Hagmann am Ende, doch er und auch einige andere haben es gesehen: das Glück des Daseins, der Liebe, des Rausches, sogar des Untergangs. Dem Sehenden erscheint es als Bild, das wieder verschwindet. Sowie das Glück vergänglich ist, erscheint auch das Bild nur vorübergehend.

Es kommt eben nicht auf die Dauer an, sondern auf das Bild. Mit dieser Aussage schliesst Gaiser, der als Maler zum Bild neigt, und meint damit, dass die geschauten Bilder eine machtvollere Wirklichkeit sind als der hundertfache Tod, dass hinter allem Untergang ein dem menschlichen Auge verborgener Sinn liegt.

Der Erforscher des Berges, Peter Hagmann, begnügt sich nicht damit, Gesteinsproben zu katalogisieren und Erdschichten zu analysieren. Er hat weltgeschichtliche und erdgeschichtliche Zeiträume im Blick. Überall findet er Verschwendung und Untergang. Er notiert:

Gras und Staub. Der Mensch auch wie Gras, wie das niedrigste Leben, eine Beute des Zufalls, Ursachen und Wirkungen unterworfen. Ein kleines Loch, eine geringe Geschwulst verdirbt ihn, er krümmt sich und muss hinab und ist wie nie gewesen. Das ist das einzige, was ich sehe, dass es ihn erhebt über Gras und Fleisch: dass er den andern nicht aufgeben will. (S.21)

Der Mensch kommt, und bevor er Ziel und Ruhe gefunden hat, geht er zugrunde. Vergänglich wie die Pflanzen und Tiere unterscheidet er sich doch von allen anderen Kreaturen durch die Liebe und Geduld, die er seinen Mitmenschen schenken kann. Er gibt den andern nicht auf und gibt sich selbst nicht auf. Hagmann ist wie Oberstelehn ein Kriegsheimkehrer, auch er "ein einfacher Mensch, kam von weit und war nirgends mehr zuhause." (S.9) Der Held des Buches ist kein Held. Gelassen gräbt und notiert er mit seiner Kollegin in der verwaschenen

Bluse. "...er kannte viel Stückwerk; er dachte, ein Ganzes zu kennen, wäre nicht schlecht." (S.9) In seiner selbstgestellten Aufgabe findet er ein neues Ziel und schliesslich neuen Glauben an den Menschen, der seinen Nächsten nicht aufgibt. Er erkennt, dass der Mensch als Krone der Schöpfung den anderen Lebewesen überlegen ist und sich durch liebende und mitleidende Hingabe an den anderen selbst über Qual und Verwesung hinwegsetzen kann.

Hagmann selbst ist bedürftig, "so elend wie alle Menschen damals, die am Hunger, an der immerwährenden Täuschung, am Mangel an Zeit erkrankt waren..." (S.8) Und doch bringt er genug Liebe auf, um sie seiner bedürftigeren Mitarbeiterin zu schenken, die in Hader und Gram erstarrt ist. Sie ist gleichgültig geworden gegen das Leben und gegen sich selbst, alles in allem, "ein mürrisches und fahles Stück Mensch." (S.7) Auch Hagmann nimmt die Menschen anfangs nicht mehr wichtig. Wichtig ist ihm nur die neue Aufgabe, die Historie des Berges, und er muss wohl durch die ganze Geschichte des Berges hindurch, um den Menschen wiederzufinden. Doch er findet die Liebe und den Menschen in Frau Löhr, der Vergewaltigten.

Ohnmächtig, dachte Hagmann, eine Beute des Zufalls, das Leben mühselig schleppend, der Angst unterworfen, geschändet von der Gewalt. Aber es war kurz, das Menschenspiel. Von der ersten Menschenspur an bis heute hat dieser Berg

vielleicht ein paar Schritte an Breite verloren. Fangen wir also an. (S.9)

Zu Anbeginn der Zeit beherrschte das Wasser unseren Planeten. Regen und Meeresflut "runzelten" seine Haut und bauten immer wieder ab, was gerade aufgebaut war, "eine Allmacht spielte, wie Kinder spielen." (S.13) Doch endlich bildete sich eine aus dem Meer emporragende Barre, der heutige Berg. Der Berg, vom Meer freigegeben, blieb nicht leer, eine Schichtung von Erde und Gestein, sondern bedeckte sich mit Grün und belebte sich.

Jetzt trat das Grüne heraus, das den Berg wie ein Vliess überzog. Das Grün dampfte, Zimmet, der bittere Lorbeer; Halm, Baum und Rute bogen sich unter nasser Last; es wippte und rauschte von Leben, das zeugte und sich vernichtete. Leben unstillbar, das Leben zerstören muss, um zu leben, unausweichliche Schuld, verhasstes, brünstiges Leben. (S.14)

Die ersten Menschen kamen auf den Berg Schutz und Nahrung suchend. Sie gebrauchten keine Gewalt und lebten auf ihm wie die Tiere. "Sie legten nicht Hand an den Berg, und der Berg ertrug sie, wie er Wild und Vögel ertrug, sie liessen an ihm keine Narben." (S.21) In seinen Uranfängen ist der Mensch harmlos und anspruchslos, er entsteht und vergeht, ohne Spuren seiner Gewalt zu hinterlassen. Wieder kam das Wasser und wetzte, schnitt und höhnte den Berg. Trichter, Wannen und Gräben entstanden. Wieder kamen die Menschen, Ihnen war der Berg heilig als Ruhestätten ihrer Toten und Sitz ihrer Götter.

...die Hirtensippen des Landes zogen allmählich über den Berghals herein und nahmen Heide und Weidebusch in Besitz, und manche liessen sich nieder. Sie blieben und erbten und begruben ihre Toten dort auf der Höhe so, dass die runden Hügel nah an den Steigen und Schaftrieben lagen. (S.34)

Die Völkerwanderung zog über den Berg hinweg. Die Kämpfe der Stämme und Rachezwiste der Sippen forderten viele Menschenleben; ob sie erlagen oder lebten, war Zufall. "Die Vergänglichkeit tat ihren Rachen auf." (S.36) Menschen vernichten sich gegenseitig und fallen der Naturgewalt zum Opfer. So kommt es, dass der Berg wieder lange Zeit unbewohnt ist. Dann besteht seine Historie--wie Hagmann notiert--"aus seinen Frühlingen, seinen Sommern, seinen Herbstern und seinen Wintern. Sie besteht aus seinen Pflanzen und dem Leben der Tiere auf ihm. Der Mensch transitorisch." (S.29)

Siedlungen entstanden, die ersten Christen bauten eine kleine, weisse Kirche mit einem Friedhof auf der früheren germanischen Opferstätte. Sie brachen Weideland um, rodeten die bewaldeten Berghänge und pflanzten Weinstöcke. Der zum Bewusstsein seiner selbst erwachte Mensch tritt die Herrschaft über die Erde an und macht sich die Kräfte der Natur nutzbar. Die Befestigungen der Römer und Kelten waren verfallen, und vor dem Erscheinen der Christen lag der Berg lange verlassen. Er war verrufen, und das Leben im Vorland weit weniger mühsam und gefahrvoll. Immer wiederholt sich der Wechsel von Untergang und Auferstehung, menschliche Spuren

verwischen sich; die Jahreszeiten, die Gewitter kehren wieder.

"Die leeren Stellen machen die Zeit", notiert Hagmann.

Der dreissigjährige Krieg tobte über den Berg, Tod, Krankheit und Hungersnot mit sich führend. Wieder lag der Berg von Menschen unbewohnt. Nur ein zurückgelassenes Pferd, "ein armseliges Stück Kreatur, schlecht gehalten und wenig ernährt" verwilderte dort oben. Es brach wie der Teufel aus dem Gestrüpp hervor und erschreckte die Wilxinger Kinder, die zum Beerensammeln auf den Berg gekommen waren. Ohne sich auf die Richtung zu besinnen flüchteten die Kinder vor dem wilden Pferd und einem gerade aufziehenden Gewitter. Noch einmal schoss das Tier aus den Büschen auf sie zu und brach im Sprung zusammen, vom Blitz getroffen. Ein Wunder hatte die Kinder vor Gefahr und Unwetter bewahrt. Es stärkte den Glauben der Dorfbewohner, dass die Macht der Dämonen, der rotstrümpfigen Urschel und ihre Helferinnen, gebrochen war.

Das 19. Jahrhundert vermehrte die Zahl der Menschen erheblich und stellte die "Historie der Nutzbarkeit und die Nutzbarkeit der Historie" in den Vordergrund. Eisenbahnen, Fabriken, Maschinen, änderten das Leben der Menschen. Auch der Berg wurde vom Fortschritt berührt und dem Prinzip der Nutzbarkeit entsprechend sein Wald forstamtlich reglementiert. Doch der Berg rächte sich an einem Menschenleben: er liess einen Jungen, einen angehenden Naturwissenschaftler, der aus Neugier



in eine Erdspalte gesprungen war, einsam, langsam und grässlich zugrunde gehen., Der Junge war nur wenig über Armlänge von dem rettenden Höhlenrand entfernt, doch "herablassen kann sich der Mensch, aber sich hinauflassen kann er nicht." (S.110) Ungehört rief er um Hilfe, er betete, er lästerte Gott.

Der Junge sah plötzlich die ganze Erde überzogen von solchen Fallen, überall war etwas gefangen und mühte sich stumpfsinnig und verwundert und zog endlich die Glieder an sich und wurde still...

Schon wer sich ernährt, zerstört Leben, und wer Leben mehr will, muss anderes Leben opfern und Reaktionen studieren. Jetzt aber wurde offenbar an ihm studiert, und wer oder was studierte da, was waren das für Zusammenhänge? Es hatte seinen Grund, dass er hier umkommen musste. Alles hat seinen Grund. Ohne Grund geschieht nichts und geschieht etwas, so ist auch ein Grund vorhanden. Lauter Gründe; und alles ganz sinnlos.

Indessen, je mehr er hindberglitt, sah er ein, dass die Erde mächtig war, aber sie konnte sich seiner nicht gänzlich bemächtigen. Er war gefallen, aber in einen Willen, der dies alles bewegte. Sinnloser Wille, aber was hatte Sinn? Sinn ist von Menschen. Er wollte des Willens sein. Dein Wille geschehe, sagte er öfters...(S.113-4)

In dieser Parabel zeigt Gaiser die Existenz des modernen, fortschrittgläubigen Menschen im Angesicht der grausam-grossartigen Natur. Die Natur hat den Seminaristen verschlungen und getötet, doch ist sie nicht die letzte Instanz. Der scheinbar sinnlose Wille Gottes, das Unbegreifliche hat ihn vernichtet, und es ist des Menschen Sache, diesen Willen zu bejahen, nicht ihn zu erkennen.

Der sterbende Junge ergibt sich dem verborgenen, unbegreiflichen Gott, "ein Schiff stieg aus dem Berg und wiegte ihn." (S.112) Diese Vision gibt ihm die Zuversicht, in Gottes Hand zu sein. Das Schiff erscheint wiederum als Zeichen dafür, dass ein dem menschlichen Auge verborgener Sinn hinter all dem grausamen Untergang liegt.

Immer wieder scheint es, als sei Gott "tot oder abgereist". Auch dort, wo die Jugendbünde, die ihre Flammen durchsprungen und auf das segenbringende Schiff gewartet hatten, ins Feuer liefen. Diese Jungen hatten dem Feuer geschworen, nun schlug es ihnen aus den Läufen der Maschinengewehre entgegen. Sie wussten nicht, wofür sie brannten, doch "weil sie brannten, waren sie aufgebrochen und wollten aufbrechen, um weiter zu brennen." (S.117) Am Bild des Feuers auf dem Berg wird die Verbundenheit dieser Jungen mit der Natur und ihren Elementen dargestellt. Es ist symbolisch für die leidenschaftliche Begeisterung und Vaterlandsliebe, mit der sie in den Krieg gingen und starben. Die Braut findet nach dem Tod des Verlobten jedoch nicht den Trost und die Geborgenheit in der Natur, die sie sich in nächtlicher Wacht am Feuer erhofft hatte.

Sie sah das Zerrinnen und Verschliessen, den blinden Lauf, dumm und grossartig, die Ohnmacht des Entstehens, den Glanz der Erneuerung, und sie hasst den Wald... Sie dachte: Hier sind wir gegangen, hier sprach es mit Stimmen zu uns, schien Fülle unendlich, Güte vollkommene

Melodie. Ach, von uns selbst war das alles. Wir singen, und es schallt uns zurück. Jetzt, wo ich keinen Ton mehr besitze, bleibt alles stumm. (S.120)

Wenn der Mensch nicht selbst erkennt, dass in den Ende wieder ein Anfang vorbereitet ist, dass jedem Untergang die Auferstehung folgt, bleibt ihm der Sinn des Lebens verborgen. Die junge Braut findet in ihrer Trauer, ihrer grössten Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit keinen Trost, und die Natur wird ihr von nun an immer grausam und mörderisch erscheinen. Für sie bleibt das Schiff im Berg unauffindbar, solange sie die Erlebnisse der Vergangenheit nicht überwindet.

Einer der Jungen, die zur Sonnenwende auf den Berg gestiegen waren, kehrte aus dem Krieg zurück, heil und unversehrt zur Freude seiner frommen Mutter. Sie stiegen auf den Berg und begegneten einem Hirnverletzten, der in der Einsamkeit den Tod suchte und hoffte, in einem seiner Anfälle in den Abgrund zu stürzen. Diesmal passte "der liebe Gott" besser auf, und er muss weiterleben. Das Leiden der Welt, in der Gestalt dieses armen Menschen rührt den Sohn, der bisher gewohnt gewesen war, "dem Höchsten anbefohlen zu sein und sich seine Wege gefallen zu lassen." (S.128) Er fasste den Entschluss, "hinter dem Karren der Geschlagenen" herzulaufen. Um der leidenden Menschheit zu helfen, wurde er Arzt. Die Vorstellung seiner frommen Mutter, dass Gott seine Gläubigen begünstige, verwirft er als "plumpe Vertraulichkeiten. Selbst-

gefälligkeiten. Winkelzüge." (S.129) Dass der Splitter über ihn hinwegging, bedeutet für ihn nicht, dass er Gott besonders am Herzen liegt. Der Splitter hat seinen Nächsten getroffen, den Nächsten, den man nicht aufgeben soll. Die Begegnung mit dem Hirnverletzten ist für den Unversehrten schicksalhaft; denn er sieht nun eine Möglichkeit, einen Teil seiner Schuld abzutragen und seine Vergangenheit zu bewältigen.

In Jahrtausenden hat der Mensch die Wildnis gebändigt und der Natur "die Zähne ausgebrochen". Gleichzeitig hat er die Beziehung zur Erde verloren, der er als Geschöpf angehört. Die Soldaten der Funkmess-Gerätstellung kennen die Vögel nicht und riechen den Fuchs nicht mehr in der Dickung. Mit ihren Vorfahren haben sie nur das Ziel gemeinsam: "Wachsam zu sein und zu töten, bevor sie selber getötet werden." (S.135) Sie haben keine Verbundenheit mit der Natur mehr. Vergessen ist die uralte Erde, auf der die Menschen stehen, die uralte Erde, die seit Jahrtausenden Leben gebiert und das Tote wieder in sich aufnimmt, um neues Leben zu schaffen. Vergessen ist das Schiff im Berg, von dem die Sage berichtet. Der höchzivilisierte Mensch ist endgültig dem technischen Zeitalter anheimgefallen. Nur der letzte Ritter, der Jagdflieger, der abends vom Messflug über den Berg zurückkehrt, hat sich seiner Vorfahren Verbundenheit mit den Elementen bewahrt. Im Kampf wird er über dem Berg abgeschossen, auch als er

schwererwundet auf die Erde zurast, verlässt ihn seine Zuversicht nicht.

Der Mensch ist herrlich in seinem Untergang, wenn er weiss, er kann nicht vergehen. Er kann sich nicht immer sammeln, er sagt das Falsche manchmal, es kommt ihm vor, dass er Scheisse sagt oder Gott verdamme mich. Gott wird ihn nicht verdammen, er wird ihn annehmen, auch wenn die Theologen Bedenken haben. Gloria in excelsis. Und jetzt ist er weg. (S.143)

Nichts kommt dem Menschen gleich, wenn er sich selbst nicht aufgeben will, wenn er noch im Sterben die Gewissheit seines Bestehens hat. Die Soldaten laufen aus ihrer Stellung, heben den sterbenden Flieger aus der Maschine und legen ihn auf die Erde. "Zur Erde muss der Mensch wieder kommen, auch wenn er sich in der Luft eine Weile halten können. Er kann nicht droben bleiben." (S.143) Wie der in der Höhle gefangene Junge bejaht auch der Flieger den Willen Gottes ohne Anspruch auf Sicherung und Kausalität.

In den letzten wirren Tagen des Krieges entlässt der Oberleutnant auf eigene Verantwortung die Besatzung der Funkmeldestelle. Einer der jungen Soldaten, der mit diesem Ende unserer Geschichte nicht fertig wird, will lieber ausharren und sich endlich "in die Erde krallen und sterben." Seine heroische Begeisterung ist zunichte, sein Traum vom Sieg zerstört, und doch kann er die Einsicht nicht ertragen, verloren zu haben. Der hinkende Oberleutnant gibt dem jungen Menschen neuen Glauben; denn "das Ding geht weiter". Für ihn selbst gibt es jedoch

keinen Anfang mehr, er bleibt auf dem Berg. Er hatte den Krieg als seinen eigenen angesehen, als den notwendigen Krieg, der endlich die Geschichte in Ordnung bringen sollte. Die Niederlage ist sein Weltuntergang. Tagelang lebt er einsam auf dem Berg, die Toten besuchen ihn. Der Hinkende träumt, das Schiff stiege aus dem Berg, obgleich er nie von dieser Redensart gehört hat.

...es hob ihn auf und trug ihn davon. Wohin ging es, und welche Räume wurden befahren? Alles sehr alt und ganz neu. Die Stille der Seele: alles ganz anders, ganz ungereimt. (S.157)

Einen Lebenden trifft der Hinkende in seiner Einsamkeit, den Schneckenzüchter, den die Enttäuschung über den verlorenen Krieg auf den Berg getrieben hat. Wenn der Versuch des Menschen gescheitert ist, mehr als die Natur zu sein, kehrt er zur Natur zurück.

Der Hinkende wird aus Versehen von einem Panzer erschossen, der den Berg auf Beutegänger durchkämmt. Sein Tod ist auch "ganz ungereimt", ein Missverständnis, doch der Sterbende nimmt ihn an.

Er wandte den Kopf, da war der Huflattich neben ihm aufgeblüht gelb wie die Sonne, Tussilago farfara, und das wärmte ihn: Lauter Wirklichkeiten. Er versäumte ja nichts und er sagte zu sich in der Euphorie, die seiner Auflösung voranging, denn er verblutete sehr schnell und fast ohne Schmerzen: Lauter Wirklichkeiten. Gott sei Dank. Eigentlich kann uns ja gar nichts passieren. (S.161)

Auch der sinnlose Tod zerstört seine Zuversicht nicht. Im

Untergang bewältigt er die Vergangenheit; denn er wird nicht ihr Opfer. Er gibt sich selbst nicht auf. Seine Welt ist zerbrochen, nicht aber sein Vertrauen auf Gott.

Der Berg, wie er heute dasteht, ist von Narben gezeichnet. Pressluftbohrer und Sprengladungen haben in kurzer Zeit geschafft, was Wind und Wasser in Jahrtausenden nicht fertiggebracht haben. Die Menschen haben fast alle Möglichkeiten, die Natur auszubeuten, erschöpft und hoffen nun, dass die Erschliessung eines neuentdeckten Höhlensystems sich lohnen wird. So kamen Hagmann und seine Mitarbeiterin Frau Löhr zu ihrem Auftrag. Der Krieg hat Frau Löhr in der Seele zerschlagen und ihr den Glauben an den Gott der Schöpfung genommen. Auch ihre Arbeit kann ihrem Leben keinen Inhalt geben. "Ein Haufen Knochen und Scherben, oberflächlich sortiert, das ist das Gleichnis für uns, das Ergebnis unserer Mühen." (S.174) Hagmann ringt geduldig um das zerstörte Frauenantlitz, für ihn ist ein ein "herrliches Antlitz." Er löst sie schliesslich aus ihrer Bitterkeit, sodass sie noch eine kurze Stunde ihres Lebens froh wird. "Ich danke Dir, sagte sie leise, lieber Gott." (S.180) Unter Hagmanns behutsamer Führung sieht sie das Schiff im Berg.

Da schwamm unten das Schiff, blühend, weiss wie ein Sichelmond, und sein Mast rührte an die Decke. Ein Segel hing schleifend, mit anmutig wehenden Zipfeln herab. (S.177)

Aber die Schöpfung bleibt grausam bis zuletzt: Hagmann verliert die Geliebte durch einen Verkehrsunfall wenige Tage nach ihrer Abreise.

Seit der Entdeckung der Höhle ist der Berg von Menschen überlaufen. Teile von ihm wurden unter Naturschutz gestellt, doch die Stille und Einsamkeit waren gestört. "Die Schäfer von Horgenloch redeten dort droben nicht mehr mit Gott."

(S.188) Die Menschen, die nun "gegen Eintrittsgeld die Natur auf sich wirken lassen", sind die "Söhne der Rebellen", die einstmals durchs Feuer gesprungen waren. Doch sie haben keinen Hang zum Leiden und Marschieren, sie kommen auf Motorrädern und tragen buntscheckige Käppchen.

Denn sie waren mit Hunger und Durst, mit Bränden und Strassenstaub reichlich bedient worden; jetzt waren sie froh, dass sie mit dem Leben davongekommen waren und es zu einem Motorrad bringen konnten. (S.186)

Doch auch sie zogen ab, die Höhle lohnte sich bald nicht mehr, und der Berg lag wieder einsam. In dieser ruhigen Zeit kehrt Hagmann eines Tages zurück. Er hat seine Meinung über die Wichtigkeit der Geschichte und die Wichtigkeit des Menschen geändert. Ist es nun immer das gleiche? "Ja und Nein. Bis auf die Menschen. Da geht unsere Weisheit nicht auf...Der Rest kann ein Mensch sein, der eine zerrissene Bluse trägt." (S.192) Mit der Geschichte ist es immer das gleiche, sie wiederholt sich. Der Mensch aber ist uner-



sätzlich. Nichts kommt ihm gleich, "auch wenn er in schmierigen Schuhen dasteht und seine Bluse die Wäsche nicht mehr aushalten wird."

Wie in seinem ersten Roman schliesst Gaiser auch hier mit dem Gedanken, dass es innerhalb aller chaotischen Naturvision und Menschenohnmacht noch eine Bindung des Herzens gibt, die den Menschen die Erlebnisse der Vergangenheit bewältigen hilft.

### III. Schlussball

In seinem Roman Schlussball behandelt Gerd Gaiser das Problem der unbewältigten Vergangenheit aus dem Blickfeld von zehn Sprechern: sechs lebenden und vier toten. Man vernimmt die Stimmen eines lahmen Mädchens, einer lebensstüchtigen Schülerin namens Ditta, des Lehrers Soldner, einer Schneiderin, des Fabrikanten Förckh und der Kriegerwitwe Herse Andernorth. Jede der Stimmen berichtet Erinnerungen, gibt ihre eigene Ansicht des Geschehens der Gegenwart und stellt Überlegungen über das Leben und seinen Sinn an. In diesen Monologen enthält sich die Handlung des Romans, nicht in zeitlicher Folge, sondern so, wie sie in der Erinnerung der Beteiligten erscheint. "Mit einem Ende beginnt es und endet mit einem Anfang. Wenig Fabel, aber doch zwei Tote gegen Morgen."<sup>1</sup>(S.9)  
Das Geschehen wird also nur langsam und nur in den verschiedenartigen Brechungen sichtbar. Auch werden die beteiligten Personen nicht vom Autor vorgestellt, sondern erscheinen nur in ihren eigenen Monologen und in den Gedanken der anderen Sprecher. Die vier "Stimmen von aussen", die wiederum

---

<sup>1</sup> Schlussball, München 1958. Alle nachfolgenden Seitenzitate sind diesem Roman entnommen.

aus ihrer Warte über das Geschehen urteilen, sind der Referent einer imaginären Regierung, wohl der höchsten Instanz, und drei Kriegstote. Man erkennt Rosamund Soldner, die ermordete Frau des Lehrers, eine Wehrmachtshelferin und den gefallenen Mann der Herse Andernhoth. Dies sind die Stimmen der Vergangenheit, die immer wieder zwischen denen der Lebenden laut werden. Alle Stimmen, lebende und tote, berichten über ein Ereignis: den Tanzstunden-Schlussball einer Oberschulklasse in der Wiederaufbaustadt Neu-Spuhl. Dieser Schlussball ist der Knotenpunkt vieler Lebenslinien. Neureiche geben ihm das Gepräge, dazwischen aber sitzen unzeitgemässe Einsame, die noch Zwiesprache halten mit den Toten.

Den Aufbau dieses Romans, in dem zehn Personen in dreissig Monologen das Geschehen aus ihren verschiedenen Perspektiven betrachten, bezeichnet der Dichter mit dem von Benn geprägten Ausdruck "orangenförmig".<sup>2</sup> Jeder Monolog steht für sich und ist in sich abgeschlossen, alle Stimmen reden über das Gleiche: das zentrale Geschehen, den Schlussball. Das unzweifelhaft vom Autor gesprochene Vorwort erklärt diesen Aufbau.

---

2

Persönliche Unterhaltung mit Gerd Gaiser in Reutlingen  
am 25. Juli 1961

Sich kreuzende Stimmen. Keine, die mit einer anderen redet. Jede von sich und für sich allein. Stimmen noch in der Zeit, Stimmen von aussen, durch die Zeit stossend, schwebend wie Vögel. (S.9)

Der Leser hat das Gefühl, in unzusammenhängende Telephongespräche eingeschaltet zu sein. Er hört aber zu, denn sie sind spannend. Er verknüpft ein Bild mit dem anderen, bis er das Gesamtbild vor sich hat, das Bild einer Stadt nach dem Krieg, nach der Währungsreform, mit ihren Menschen und ihren unbewältigten Schicksalen.

Diese Stadt mit dem wohlbedacht hässlichen Namen ist irgendeine kleine, süddeutsche Industriestadt, wie es ähnliche überall in der Bundesrepublik gibt. Für das lahme Mädchen ist Neu-Spuhl überhaupt keine Stadt. "Neu-Spuhl ist etwas, in dem Einwohner leben...die weitaus meisten Menschen leben in Neu-Spuhl." (S.18) Somit ist die Stadt Symbol für die heutige Welt der technischen Zivilisation und des materiellen Wohlstands.

Lauter Häuser, kaum noch eine Luft dazwischen, Häuser wie ein Ausschlag, der um sich greift, alles inclusive Wohlstand, nichts als Vorgärtchen mit Zwergen drin, sichtbaren oder kaschierten Gartenzwergen, nichts als Fahrbahnen, Kanalisation und Gittermasten. Neu-Spuhl ist in unaufhaltsamer Ausbreitung. Dazu die wachsenden Schwierigkeiten, den Ausstoss des Komforts unterzubringen, die Riesenhalden von Flaschen und Dosenblech, unter denen die letzten Schaftrassen und Bachklingen erstickten, die Abschäume und Färberjauchen in der stinkenden Flussrinne...Die Zeit kommt, in der all der Spuk wieder abgefegt und eingeschluckt ist. Dann bleibt auch von Neu-Spuhl weiter nichts als eine Bodenverfärbung. (S.36-7)

Vor dem Krieg und während des Krieges war Neu-Spuhl eine bescheidene Kleinstadt, doch jetzt ist es vom Wirtschaftswunder befallen. Das Befallen-sein ist sogar fühlbar und sichtbar. Eine Chemiefabrik ist am Westrand der Stadt erbaut worden, und der rote Staub aus ihren Schornsteinen überzieht Häuser, Strassen und Bäume mit einer "rotlila Räude", die der Regen nicht abwäscht, sondern in haftende Schmiere verwandelt.

Der Staub, für Neu-Spuhl einträglich, hängt in der Luft und senkt sich nieder. Es ist ein rötlicher Staub, und er legt sich auf jedes Dach, jeden Vorsprung, jedes Gesims. Er überzieht jeden Baum in Neu-Spuhl, jeden kümmerlichen Strauch mit einem rötlichem Meltau; das Bett, das ausgelegt wird, die Spätzin im Nest werden filzig vom roten Staub. (S.38)

Dieser und andere Glücksumstände haben das rasche Wachstum unserer kleinen Stadt begünstigt und den materiellen Wohlstand seiner Bürger herbeigeführt. Dass Neu-Spuhl hässlich geworden ist, kümmert seine Bewohner nicht. Der Zeitraum des Romans erstreckt sich vom zweiten Weltkrieg über die ersten Nachkriegsjahre und unsere eigene Gegenwart bis in die Tage hinein, in der sich die Stimmen nachdenklich der Vergangenheit erinnern. Die Sprecher leben also, von uns aus gesehen, in der Zukunft, und die Zeit, an die sie sich erinnern, ist unsere Gegenwart. Es sind die "schönen Tage der Stadt Neu-Spuhl", wie es in dem ironischen Untertitel heisst. Was aus der Stadt

endlich geworden ist, wird nicht bekannt. Sicherlich existiert sie noch, "gesund in seiner Wirtschaft, kann Neu-Spuhl noch lange bestehen." (S.9) Die Zeit, da von Neu-Spuhl nur eine Bodenverfärbung übrigbleibt, liegt noch in ferner Zukunft. Die Stadt besteht noch, als sich einige ihrer Bewohner an die weit zurückliegende Vergangenheit, den Krieg und die Jahre danach, und die jüngeren Ereignisse, unsere Gegenwart, erinnern. So der Lehrer Soldner, der etwa zwei Jahre nach seinem Aufbruch die rührige Stadt des Wirtschaftswunders noch einmal wiedersieht. "Besser eine Welt wie Neu-Spuhl, und darin eine Herse Andernnoth, als gar keine Welt." (S.37)

In dem Bericht des geheimnisvollen Referenten, der von den Obersten Stellen geschickt ist, "um Einblick zu nehmen, wo nicht mit ihm gerechnet wird," erscheint der Schlussball als in sehr ferner Vergangenheit zurückliegend.

Es waren Tage, an denen die durcheinandergeworfenen Dinge sich neu zu festigen schienen, indessen auf eine äusserliche Weise und so, dass weder etwas an seinen alten Platz kam noch neue Formen sich bildeten. (S.186)

Ihn wundert, dass damals eine Tanzstunde derart wichtig genommen wurde, und er erklärt dies mit einem Mangel an wertvolleren Beschäftigungen.

Das es also Proben nicht gab, die Weihen sich des Sinnes entleert hatten...so schien diese Einführung in den Tanz sich zu einer Art niederer Weihe auszuwachsen, nur dass diese Weihen den Schmerz umgingen, der sonst

mit Weihen verbunden ist. Dafür waren sie mit dem Ausgeben von Geld, dem ein Charakter magischer Bestätigung der Person zukam, eng verknüpft...Die Menschen, die damals aufstiegen, gingen von der Begier aus, sich dies und jenes, was sie bisher von fern gekannt hatten, nun kräftig zu gönnen. Von dem Rang, sich etwas zu versagen, wussten sie nichts; sie kannten die Auszeichnung nicht, die im Verzicht liegt. (S.184)

Ausserdem fällt ihm auf, dass die Jugendlichen fast nie die Partner wechseln--wohl um der Mühe des Gesprächs zu entgehen--und mit langsamen, müden Bewegungen tanzen. Auch die Erwachsenen betrachtet und analysiert der Vertreter der Obersten Stellen mit durchdringendem Blick. Tonangebend sind in Neu-Spuhl die Neureichen, die von verzweifelter Gier nach Besitz und Sicherheiten getrieben keine Zeit zum Leben haben und keine Werte ausser den materiellen mehr kennen. "Sie massen sich an dem Geld, das andere einnahmen, denn an was sie sich sonst messen sollten, das wussten sie nicht." (S.185) Geld ist für den Neu-Spuhler das Mass aller Dinge. Was sich nicht in Geld oder Geldwert ausdrücken lässt, existiert für ihn nicht. Er ist, wie Gaiser es nennt, eine Verbindung von "Perfektion und Unterentwicklung."

Der Referent bemerkt, dass gerade die Männer in ihrer Jagd nach dem Mammon die Fähigkeit verloren haben, etwas zu glauben. "Die Versehrtheit fiel besonders an den Männern auf, die sich dem überliessen, was sie das Gebot der Stunde nannten. Die Frauen, wiewohl auch nicht unangetastet,

blieben gesünder." (S.186) Die Frauen wissen, dass solches Leben keines ist. "Und Frauen, die sagen: Leben sei nicht Leben." Gaiser hat dieses Wort des Aristophanes seinem Roman vorangestellt. Das auf den Erwerb abgestellte Dasein der Männer, das Leben in den Tag hinein, betriebsam und zerstreut zugleich, ist nicht das eigentliche Leben. Man kann tot sein bei lebendigem Leibe oder, wie das lahme Mädchen, frei werden angesichts des Todes. Mann und Frau, zueinander gehörend, sind durch Abgründe voneinander geschieden. Die Frau des Unternehmers Förckh begeht in dem Augenblick Selbstmord, als ihr Mann glaubt, mit dem neuen Haus den Gipfel ihres Lebens erreicht zu haben. Sie scheidet aus dem Leben, da es nur noch Werte, aber keinen Wert mehr hat. Die tote Rosamund Soldner sagt von ihrem Mann: "Mich hat er nicht ernst genommen, wie man seine Frau ernst nehmen sollte...Ich bin nicht die Welt für ihn gewesen, nur das Stück einer Welt, die für ihn vergangen ist." (S.166) Auch Herse Andernöth ist den Männern überlegen. Sie tötet aus Notwehr, als die Männer nicht mehr stark genug sind, das Leben der Frauen und Kinder zu schützen. Vor allen anderen Frauen hat das tapfere, verinnerlichte lahme Mädchen das eigentliche Leben erkannt. "Mir kann nichts geschehen, was nicht schon geschehen wäre; und alles, was je geschehen ist, gehört mir." (S.260)



Auch die Schneiderin lässt sich durch den äußerlichen Glanz Neu-Spuhls nicht blenden und bewahrt ihre Einfachheit und Bescheidenheit. "Weil ich aber eine Schneiderin bin, kenne ich das Massnehmen und kann manches unterscheiden." (S.97) Die Überlegenheit dieser leidgeprüften Frauen vor den Männern liegt in ihrer Einstellung zum Leben, in der Erkenntnis, dass irdischer Besitz niemals helfen kann, die Vergangenheit zu überwinden. Ein Bankkonto ist keine Sicherheit, wenn es darum geht, auf den Trümmern des früheren Lebens ein neues aufzubauen.

Herse Andernaths Mann ist im Krieg vermisst und sehr wahrscheinlich tot. Sie aber hält ihm die Treue. Sie ist eine, die "zu dem Toten in den Hügel geht." (S.192) Ihre Treue ist nicht ein Prinzip, eine zum Zwang gewordene Gewohnheit oder Rücksicht auf die Tochter, sondern der Sinn des Unbedingten, der Ehe, die in einer bedingten Welt über den Tod hinaus bestehen soll. Auch den Sealsorger, der sie trösten will, weist sie ab.

Ist man zur Tröstung bereit, denke ich, hat man nachgelassen. Man gibt etwas preis, wenn man den Trost kommen lässt...Ungetröstet gehen und dabei nicht krank sein. Wenn man endlich getröstet ist, ich weiss nicht, hat man dann ganz verloren oder alles gewonnen? Jedenfalls geht man ungetröstet am nächsten an der Wahrheit. (S.170)

Soldner liebt sie und versucht ohne Erfolg, ihren "barbarischen Zauber zu brechen.

Dort, auf der Seite Andernöth, misst man sich keinen Anspruch auf das sogenannte Glück zu. Dort nimmt man sein Los. Nimmt sein Los, ohne sich allgemeinverständlich: man lebt nur einmal zu sagen, und: man ist nachher so lange tot. Nein, das ist Herse Andernöth, die einst gewartet hat und nur einmal und vielleicht lange und auf einen. Nichts auswechselbar und nichts teilbar. Nichts vorher, und dann einmal, und nachher nichts mehr und nie. (S.192)

Als Mann hat er anfangs nicht die Kraft, zu Rosamund in ihr Feuer zu gehen. Doch wie Herse Andernöth ihr Los genommen hat, so wählt auch Soldner am Ende den Dienst. Die Bejahung ihres Schicksals bedeutet nicht, dass die Jahre des Alleinseins Frau Andernöths Schmerz gemildert haben. Die Vergangenheit bleibt in ihrer Erinnerung lebendig, doch sie und auch Soldner werden mit ihr fertig.

Soldner ist ein Intellektueller, dem das auf Ausserlichkeiten abgestellte Leben in Neu-Spuhl zuwider ist. Das Bild, das er als Lehrer der Stadt bietet, ist jedoch auch nicht einwandfrei: Soldner ist gar kein Lehrer, sondern ein Schwindler, der ohne Papiere jahrelang erfolgreich am Neu-Spuhler Gymnasium unterrichtet hat. In den wirren Nachkriegsjahren hatte man den Heimkehrer und Ausgebombten ohne Zeugnisse eingestellt, doch nun ragt er in die überhandnehmende Ordnung "wie ein verdächtiges, von Unkraut überwachsenes Ruinenstück, dessen man sich allmählich schämt" hinein. (S.178) Nachforschungen über seine Vergangenheit werden angestellt, und er muss seinen

Dienst aufgeben. Am Tag nach dem Schlussball verlässt er Neu-Spuhl.

Soldner erinnert sich gern an seine erste Zeit am Gymnasium, als er eine Klasse hatte, die sich der Igel nannte und zusammenhielt. Es gab keinen Strom, die Schüler waren müde, schlecht ernährt, gestopft und geflickt, doch hatten sie die Augen und waren willig. "Es war eine Sauzeit; eine schöne Zeit war das damals." (S.41) Später geriet auch die Schuljugend in den Sog des Wirtschaftswunders. Als Soldner seine Schüler wiedersieht, sind sie nach neuster Mode gekleidet und haben den gleichen Blick wie die Neuspuhler Erwachsenen bekommen, "einen harten und ganz leeren Blick, der an ausgeräumte Schaufenster erinnerte." (S.41) Doch schon damals, als Soldner sie unterrichtete, gab es einige in der Klasse, die seine Erklärungen, dass ein Maler aus anderen Motiven arbeitet als ein Kaufmann, nicht verstehen wollten.

Es hat Maler gegeben, die arbeiteten sich buchstäblich tot und verbrannten sich und hatten weder Freunde noch Freuden und nichts sonst als dass sie vielleicht ein paar Augenblicke lang ein wenig Glück spürten, nicht wie die Dilettanten, die den Pinsel weglegen und sagen: das habe ich hingekriegt-, sondern höchstens: nun, dies oder das hat nicht gänzlich vorbeigetroffen. (S.134)

Sie sahen nicht ein, warum sich ein Mensch für etwas "kaputtmacht", für das es keinen Absatz gibt. Besonders Drautzmann, der Wortführer, glaubt, dass auch ein Maler

überschlagen muss, was bei seiner Arbeit "herausspringt." Wenn er sich ein Bild aus der Ausstellung mitnehmen könnte, würde er natürlich den Preis im Katalog nachsehen und das teuerste wählen. In Neu-Spuhl denkt man nur daran, was die Sachen kosten. Obwohl Drautzmann seinen Lehrer endlich zwingt, sein Amt aufzugeben, wird er von Soldner nicht verurteilt.

Auch die Drautzmanns sind arme Säcke. Sie waren schon damals arme Säcke: keiner sagte ihnen was. Wortüber sollten sie reden, wortüber sich ereifern als für die kommende Hosenweite und die letzte Schallplatte. Sie hatten ja nichts zu leben und künftig auch nichts zu sterben als das Geld. Ums Geld leben und vom Geld wegsterben. Die Institutionen gaben ihnen nichts...Die Behörden versuchten sie zu bilden auf die Weise, die auf die Herren von Humboldt zurückging. Aber dann kam die Lebensnähe, und jetzt wurde es Lebensnähe plus Humboldt. Die Öffentlichkeit verlangte, dass man die jungen Leute fürs Leben abrichte...die Lehrpläne schwollen auf. Alles Lebensnähe, und was war das für ein Leben? Das, wobei verdient wird. Überall Neu-Spuhl im Vordringen. (S.46-7)

Soldner fragt sich, was er tun kann, da von nirgendher Mass und Ziel gesetzt werden. Vergeblich hat er versucht, seine Klasse zur Bescheidenheit zu erziehen und wieder Gemeinschaftssinn in seinen Schülern zu erwecken. Der Geist Neu-Spuhls ist stärker. Er weiss allerdings, dass seine Schüler durch ihre entbehrungsreiche Vergangenheit belastet sind und dem, was sie früher vermisst haben, nun den grössten Wert zumessen. Trotzdem will er sie nicht wie die Erwachsenen werden lassen, die nur Menschen waren,

als sie nichts hatten. Auch seine Generation hatte den Krieg erlebt, doch diese Jahrgänge hatten anders reagiert.

...die einen, die hatten um den Hals ein gülden Band, daran die Lauten hängen, Sehr gefährlich. Die anderen wussten, wo eine Kiste Handgranaten vergraben lag oder ein Flugzeugmotor. Fast so gefährlich. Am gefährlichsten beides zusammen. (S.48)

Diese Jugend war begeisterungsfähig, bereit zum Kämpfen und leicht zu verführen, doch sie hatte Ideale. Für Soldner, "der vorzeiten in Zelten geschlafen und an Feuern gewacht hat", sind Genügsamkeit und Kameradschaft höchste Tugenden. Die Jugend von Neu-Spuhl ist nicht mehr empfänglich dafür. Sie steht noch unter dem Eindruck der Hungerjahre nach dem Krieg und sieht den Wohlstand als das höchste aller Güter an. Soldners Schüler sind nicht hingabefähig, sondern skeptisch. Sie haben gesehen, wohin Vaterlandsliebe und Einsatzbereitschaft führen können und halten es nun mit den materiellen Gütern dieser Welt. Soldner weiss zwar, dass an seiner Vergangenheit etwas falsch ist, doch hält er an seinen Idealen fest.

...diese Welt, in der unaufhörlich nach Glück gestrebt wird...sie lässt sich ertragen von einem Augenblick an, in dem man den Wahn beseitigt hat, des Morgens müsse ein Glück neben der Uhr auf dem Nachttisch liegen... Sagst du dir aber: viel werden kann nicht, doch es ist eine Art von Dienst, vielleicht hier nicht und vielleicht jetzt nicht, schwer an jedem Dienst sind die toten Zeiten,- dann kommst du über den Tag. Du bist nicht eingetreten, sagst du zu dir, also steht dir auch das Abtreten nicht frei...Meine Jahrgänge, habe ich früher gern gesagt. Dabei waren wir verloren, wo wir irgendwas

angriffen. Trotzdem warte ich und stehe morgens gern auf. Ich weiss nicht, was ich bin und wozu, und worauf ich warte. Aber ich warte noch. (S.272-3)

Aus diesen Worten Soldners spricht Tapferkeit und Lebensbejahung ohne Anspruch auf sichtbaren Erfolg. Er verzweifelt nicht, sondern bewahrt Haltung und nimmt sein Dasein als sein eigenes und unausweichliches an. Er lebt mit seiner Vergangenheit, doch er lebt weiter.

Die gleiche bewunderungswürdige Einstellung hat das hinsterbende lahme Mädchen, das aus seiner Immobilität die Ereignisse betrachtet und durchschaut. Sie ist vom Neuspuhler Betrieb ausgeschlossen und lebt gerade deshalb als die einzig Wissende. "Weil ich nirgends dabei sein kann, weiss ich viel oder wenigstens mehr als alle, die an irgendetwas beteiligt sind." (S.16) Sie hat sich mit ihrem schweren Geschick abgefunden und bejaht, was der Dichter zu ihr sagen lässt.

Ich denke, es gibt keine Form Leben, auf die ein Mindestanspruch vorliegt so wie bei der Krankenkasse oder der Rentenversicherungsanstalt. Ob das sogenannt normal verlaufende Leben, das der Gesunden und Unbelasteten, jener Leute, die nichts verlieren und mit dem Tod kaum in Berührung kommen ausser eines Tages mit ihrem eigenen, und von dem merken sie nicht mehr viel,- ob das so normal ist, bleibt die Frage. Was eine wie du lebt, ist die unverhülltere Form. (S.20-1)

Das lahme Mädchen erkennt, dass es im Leben nicht auf den Erfolg ankommt, sondern auf die Haltung. Ihr Wunsch war gewesen, Bildhauerin zu werden, doch die Krankheit fing

bei den Händen an. Nach Jahren des Leidens ist es ihr nicht mehr so wichtig, ob sie es geworden ist oder nicht.

Man meint in jungen Jahren, er werde der Welt an etwas gebrechen, wenn unser Ton ungesungen bleibt. Aber in der Welt ist wohl Verschwendung. Eine Weile später spürt man es noch mit Bitterkeit, wenn man nicht zur Wirkung gelangen kann. Man sieht sein Leben verfehlt, beraubt, betrogen...Sich selbst braucht man nicht zu verfehlen, auch wenn alles andere daneben geht. (S.22)

In der Nacht des Schlussballs ist sie sich besonders ihres Alleinseins und Andersseins bewusst. Sie sehnt sich nach dem Tod, in dem es keine Unterschiede mehr gibt zwischen Menschen die gehen und Menschen die nicht gehen können.

"Dann kann ich auch endlich einmal sagen WIR." (S.200)

In dieser einsamen Nacht wird das Mädchen Zeugin eines Selbstmords im Hause gegenüber. In der schäbigen Küche ihrer alten, noch leerstehenden Wohnung dreht Frau Förckh des Gashahn auf. Das lahme Mädchen sieht die Frau lange am geöffneten Fenster stehen und die duftende Aprilluft einatmen und dann das Fenster sorgfältig schliessen.

Das Licht aber geht die ganze Nacht nicht aus. Das lahme Mädchen hat Angst, doch klingelt sie nicht und sagt auch am nächsten morgen nichts von ihrer Beobachtung. Sie ahnt, dass sie nicht eingreifen darf. "Das Licht gehörte mir. Ich hatte ein Geheimnis mit diesem Licht." (S.207)

Neu-Spuhl steht vor einem Rätsel. Warum hat sich Frau Förckh, die doch alles hatte, deren Mann zu den reichsten

der Stadt gehört, das Leben genommen? Warum ist sie aus ihrem neugebauten Prachthaus vor der Stadt in die alte, schäbige Küche zurückgekehrt? Sie konnte das Leben in der reichgewordenen Stadt neben ihrem reichgewordenen Mann nicht mehr ertragen. In den Zeiten der Not war sie, die Förckh als Soldat aus dem Graben gezogen hatte, eine dankbare und treue Frau gewesen und hatte Entbehrungen und schwerste Arbeit mit ihm geteilt. Sie hatte ihn begleitet, als er in den ersten Nachkriegsjahren als Nachtwächter von Dorf zu Dorf zog. Sie waren immer zusammen gewesen, obwohl sie damals viel weniger Zeit hatten. Später, als Förckh sich hocharbeitete, fehlte es an der Zeit. Sie lebten nebeneinander her und lebten sich auseinander, In der Notzeit machte sich es nicht bemerkbar, dass Frau Förckh aus adliger Familie stammte, während ihr Mann Gefreiter und Kraftfahrer war. Sie lebten in glücklicher Ehe, solange es Förckh schlecht ging, doch ertrug sie es sich, in dem maßstablosen Neu-Spuhl zu leben und die wohlhabende Geschäftsfrau zu spielen. Dabei hatte Förckh gutmütig und einfältig die besten Absichten gehabt.

Raus wollte ich ja aus dem Dreck, raus ein für alle Male; für sie doch, für die Frau, für die Kinder habe ich das in erster Linie gemacht. Ich hatte sie gehen sehen in ihren Lumpen und Hosen und hatte mir geschworen: sie nicht und ich nicht, niemand von uns soll einmal wieder in Lumpen gehn. Keins Hunger und Durst



haben, keins frieren müssen. Ich habe sie doch lieb gehabt, als ich sie gehen sah mit der Mähre am Hälfter, und ich möchte heute noch schwören, auch sie machte sich damals was aus mir. (S.217)

Förckh versteht nicht, dass ihr Armut lieber ist als sein Reichtum, dass er keinen "Wert" mehr haben soll, nachdem sie Geld auf der Bank und genug zu essen haben. Er spürt jedoch, dass sie sich wohl beide geändert haben, dass die Erlebnisse der Kriegszeit verschiedene Wirkungen auf sie hatten.

Mit Unruhe und Gier hat Förckh seinen Reichtum erworben, die Angst vor kommenden Notzeiten liessen ihm Ruhe, sich zu besinnen und mit der immer gegenwärtigen Vergangenheit auseinanderzusetzen. Seine Frau zerbricht an dem Erlebten. Bankkonto und Prachtvilla können nicht ersetzen, was sie im Krieg verloren hat, sondern erinnern sie immer wieder an das glücklichere Leben in einem ärmlichen, aus Trümmern selbst erbauten Häuschen. Neu-Spuhl hat ihren Lebenswillen getötet, ihr die Kraft genommen, wieder von vorn anzufangen. - Wie ihr Mann, der neue Sicherheiten im Besitz sucht, ist Frau Förckh mit ihrer Vergangenheit nicht fertig geworden. Der Mut Soldners und Herse Andernths, ihr Schicksal zu bejahen, fehlt ihr. Sie flieht in den Tod.

Auch die tüchtige Schülerin Ditta kann nicht begreifen,

dass jemand sich umbringt, wenn es einem gut geht. Für sie war es damals schön, sie würde Neu-Spuhl auf der Stelle wieder mitmachen. Ihre Stimme erzählt derb und natürlich vom Schlussball, seinen Vorbereitungen und traurigem Ausgang.

Für unseren Schlussball muss es ein Kleid nicht unter dreihundert sein, eins, von dem man auch sagen kann, es ist ein Kleid...Man muss sich sagen können, dass das was kostet. (S.26)

Ditta ist die Vertreterin der weiblichen Jugend Neu-Spuhls, früh dem Mammon verfallen, verführt durch die erwerbsüchtigen Eltern. Trotzdem ist sie ehrlich und anständig geblieben. Obwohl sie den Wohlstand für ihr gutes Recht hält und sich davon einwickeln lässt, hat sie wenigstens einen Instinkt für das, worauf es ankommt. So weigert sie sich, in Frau Rakitschs schmutzigem Geschäft mitzuarbeiten, das "durch die Reputation geschützt ist, die keiner verlieren möchte." (S.67) Auch schätzt sie den Lehrer Soldner als einen der wenigen, die noch vom Geldwahn frei sind und erinnert sich gern, wie er einmal auf dem Weihnachtsmarkt einem italienischen Händler Porzellanfiguren verkaufen half. "Der echte Spuhler in Serienfertigung, homo spulicus, alles mit Mechanik...Macht Geld im Schlaf, ist trotzdem täuschend menschenähnlich." (S.268) Sie bedauert die Entlassung Soldners, der zwar vom Geist berufen, aber nicht von der Welt examiniert und abgestempelt war; denn unter seiner Leitung

hielt die Klasse zusammen.

Ditta ist in Neu-Spuhl zu Hause, beliebt bei ihren Klassenkameraden und auf dem Schlussball als Tänzerin begehrt. Herse Andernoths Tochter Diemut dagegen ist einsam, doch auch sie sehnt sich nach Fröhlichkeit und Freundschaft. "Am liebsten möchte ich immer toll lustig sein." (S.126) Ditta sieht den Unterschied zwischen ihnen und bedauert Diemut, "die immer etwas anderes war und doch gern wie die andern hätte sein wollen." (S.34) Diemut steht ausserhalb der Klassengemeinschaft, sie hat keinen gesellschaftlichen Wert, da sie einen Zopf trägt und ein schwarzes Fahrrad besitzt. Sie ist immer "nebendraussen", wie das lahme Mädchen bemerkt. "Du wärst auch mit einem grünen Fahrrad nebendraussen. Du bist nicht nebendraussen wegen irgend etwas, das fehlt. Du bist nebendraussen, weil du es bist." (S.24) Diemuts Schlichtheit und Sauberkeit wird von den Neu-Spuhlern als Spiessigkeit angesehen. Sie passt nicht auf den Schlussball und sitzt allein am Tisch hinter Rosen und Nelken, wenn nicht Korfiz Niehl, der kleine, unansehnliche Sohn der Schneiderin, mit ihr tanzt. Diemut und ihre Mutter weigern sich standhaft, Neu-Spuhler zu werden und leben einsam ausserhalb ihrer leeren, oberflächlichen Umwelt. Obwohl Herse Andernoths Stimme nur zweimal spricht und ihre Tochter nur in den Gedanken der Mutter und der übrigen

Sprecher erscheint, sind sie neben Soldner die Hauptgestalten des Romans. Herse Andernnoth sieht, dass Diemut sehr unter dem Verlust des Vaters leidet, doch will sie nicht zugeben, dass er tot ist. Diemut hatte das glückliche Leben vor dem "Abschnitt des halben Lichtes" nicht kennengelernt und kann nicht, wie ihre Mutter, vergleichen.

Du hast es nur noch mit Halblight zu tun, mit flachen Bildern und unscharfen Geräuschen wie Sendungen in fremden Idiomen, die nicht für dich gemacht und ausgestrahlt sind. Du kannst dir nicht einmal mehr sagen, früh um drei, wenn der Wind umgeschlagen hat und die Gardine ins Zimmer flattert: wunderbar, schwarzer Wind, Föhn vor Tag. Du kannst dich bloss erinnern: wunderbar, früher, wenn der schwarze feuchte Wind ging. Du sagst dir nicht einmal mehr: sonnig heute -, du sagst dir: richtig, früher, wenn die Sonne schien. (S.171)

Nachdem ihr Mann nicht zurückgekehrt ist, gib es für Herse Andernnoth keinen Sonnenschein mehr. Sie vergisst die Vergangenheit nie und muss auch Soldner abweisen. Sie kann sich nicht "ablösen von etwas, das aus zweien bestanden hat." (S.235) Wenn nur die schwache Möglichkeit besteht, dass Tom noch irgendwo am Leben ist, will sie nicht glücklich sein. "Dann will auch ich nicht das Ganze haben... Nein, die Welt ist nicht mehr ganz, sie kann nie mehr ganz werden." (S.236) Mit dem Verstand kann sie nicht entscheiden, ob sie ihrem vermissten und totgeglaubten Mann die Treue halten soll. Was nach menschlichem Ermessen vernünftig wäre, gilt in diesem Fall nicht.

Ich weiss, dass ich ihm nicht helfen kann. Ich weiss, dass ich damit nichts für ihn tue. Aber nach dem, was ich bloss weiss, kann ich mich nicht richten. (S.236)

Sie erhört Soldner, der sie an Tom erinnert und den sie gern hat, nicht und nimmt ihr Schicksal, das vergebliche Warten, auf sich. Wie Soldner gehört sie zu den Starken, die nicht hadern, sondern ihr Los mit Tapferkeit tragen. Sie ist stärker als ihre Vergangenheit. Bis zuletzt bewahrt sie ihre Haltung und findet erst auf dem Spaziergang an den Teich erlösende Tränen. "...es schien mir, als ob sie nicht allein aus Schmerzen weine," (S.279) sagt das lahme Mädchen, um das sich Herse Andernouth immer rührend gekümmert hat. Sie hat die Kranke an einem sonnigen Nachmittag ins Grüne gefahren an eine Stelle, die das lahme Mädchen zuletzt kurz nach dem Krieg besucht hatte. Die Verwüstung des Krieges ist überall noch sichtbar, doch langsam verwischen sich die Spuren der Vergangenheit: frühere Bombenlöcher sind nun mit Wasser ausgefüllt und zu Tümpeln geworden; der Wald ringsumher, der niedergebrannt und abgeholzt worden war, erneuert sich in zarten Jungstämmen, die aus Gestrüpp von Farnen und Brombeeren hervorwachsen. Der Teich scheint unverändert, trüb, dunkelbraun und unbeweglich, doch unten auf dem Grund rührt sich das Leben, "undeutbares, schmutziges Leben." (S. 277) Das in seinen unbeweglichen Körper verpuppte lahme Mädchen beobachtet die Geburt einer Libelle

aus ihrer Larve.

Allmählich aber sah ich, wie überall in dem Uferschlamm etwas vorging...Die Larve drängte mit einer plumpen, unstillbaren Kraft zu einer trockenen Stelle hin und blieb dort in offener Erschöpfung liegen...Der graue Balg platzte, und ein Leib, der feucht funkelte, sträubte sich blau und grün geringelt. Dann mit einem Ruck zog es sich lang und schlank aus der Röhre; eine Wasserjungfer sass an dem Halm und zitterte unmerklich...Die Augen gewannen Glanz, als ob ein Puder, die sie getrübt hatte, von ihnen verschwände. Sie erleuchteten sich von innen. Schliesslich sah ich die erste Libelle surrend über dem Wasser. Ein Blitz; sie stand surrend; sie sprühte als blauer Funke davon. (S.277-8)

Die Libelle ist frei, ihre hässliche Haut bleibt leer und tot am Ufer zurück. Das lahme Mädchen ist erschüttert. Sie erkennt, dass auch sie im Tod frei sein wird, dass auch sie nicht für immer an einen kranken Körper gebunden ist. Herse Andernouth hat das Schauspiel auch beobachtet, das sich nun an jeder Stelle des Teiches wiederholt.

Schliesslich, wohin wir blickten, sahen wir nur noch Drängen und Schlüpfen. Der braune Tümpel schien ein Ort der Verwandlung. Sie krochen und stiegen. Überall ein Emporsträuben und Schlüpfen. Sie regten sich in der warmen faulen Flut, an den Binsen hockten sie und klammerten sich zitternd fest, sie kämpften sich aus den Hülsen. Wir sahen Ausgekrochene mühselig gebäut, und wir sahen andere ihre hart und gläsern gewordenen Flügel spreizen und sahen andere, wie sie schwirrend aufschossen. Imago. So wird es sein. (S.278)

Kein Feind stört die Libellen, die noch erschöpft, betäubt und wehrlos sind.

Larven verwandeln sich zu Libellen. Der Mensch wird frei und findet eine neue Form des Lebens, wenn er seine alte Hülle abzustreifen vermag, wenn er seine Vergangenheit

überwindet. So ist auch unsere Welt mit ihrem undeutbaren schmutzigen Leben "ein Feld schrecklicher, betäubter und betäubender Anstrengung, in der Erleiden und Entschluss sich mengen." (S.278)

Das Bild der Libellen, die sterbend sich erneuern, erinnert an Goethes Verse aus dem Diwan:

Und solange du das nicht hast,  
dieses Stirb' und Werde,  
bist du nur ein trüber Gast  
auf der dunklen Erde.

Auch bei Gaiser kommen der Tod und die Fülle aus ein und demselben Dunkel. Hades und Pluto, heisst es einmal, sind eine Person. Das bedeutet, dass der Tod nicht als Ende des Lebens, sondern als dem Leben des Menschen zugeordnete Macht aufgefasst wird, die den Menschen erst zum Menschen macht. Es ist der Tod, der den Menschen von der Oberfläche in die Tiefe weist; das Dasein im Angesicht des Todes ist die eigentliche Situation des Menschen jederzeit und überall. Gaiser schreibt aus seiner Liebe zum Dasein heraus, die den Tod nicht beiseite lässt, sondern bewusst hereinnimmt und als wesenhaften Bestandteil menschlichen Lebens umfasst. Tod und Erneuerung im Untergang sind entscheidende Themen in allen seinen Werken.

#### IV. Gianna aus dem Schatten

Das Problem der verdrängten, nicht bewältigten Vergangenheit ist in der Gestalt der Gianna wohl am besten verkörpert. Gianna taucht plötzlich aus dem Schatten der Vergessenheit auf, die Vergangenheit bricht in die Gegenwart ein und schafft eine Grenzsituation in dem Leben der drei beteiligten Menschen.

Lutz Raumer, "Ingenieur mit Dokortitel, mit ein paar lyrischen Anwandlungen und wenig Handelsgeschick," (S.18)<sup>1</sup> früherer Fliegeroffizier, macht mit seiner Frau Enna die erste Urlaubsreise nach dem Krieg. Eigentlich hatte er Italien, an das ihn Kriegserinnerungen binden, nie wieder betreten wollen.

Eine der italienischen Fliegerhelferinnen in Raumers Horst Bellosguardo war Gianna. Sie ging bald auf die Seite der Partisanen, da eine Kosakeneinheit im Dienste der Deutschen ihr Heimatdorf vernichtet und ihre Eltern und Verwandten getötet hatte. Gianna hatte sich in ihrer Verlassenheit Raumer hingeeben und sah ihn erst wieder als er abge-

---

1

Gianna aus dem Schatten, München 1957. Alle nachfolgenden Seitenzitate sind dieser Novelle entnommen.



schossen wurde und in Partisanenhände fiel. Er wurde gegen einen der eigenen Gefangenen ausgetauscht, bevor sich Gianna ihm nähern konnte. Bei einer Partisanenjagd, die Raumer anführte, wurde die Bande ausgehoben und Gianna von den Kosaken in einen Schuppen geschleppt.

Mit seiner zweiten Frau Enna lebt Raumer in unerfüllter Ehe. Er hatte sie, die im Krieg für seine beiden Kinder sorgte, in seinem letzten Urlaub geheiratet, damit sie im Falle seines Todes versorgt sei. Enna litt darunter, nur als Haushälterin in Pflicht genommen zu sein und liess sich aus Mitleid mit einem Chemiker ein, der bald darauf fiel. Nach dem Krieg hat Raumer einen harten Existenzkampf zu bestehen und ist eher eine Last als Hilfe für Enna. Sie leben nebeneinander her, Enna fühlt sich nur als die Zweite, als Ersatz. Raumer nimmt an, sie mache sich nichts aus ihm und sei ihm nur aus Anstand beigesprungen. Beide sind scheu und zurückhaltend, die Not der Nachkriegsjahre und die störende Gegenwart der Kinder haben die Aussprache hinausgeschoben. Erst der gemeinsame Urlaub und ein Spaziergang über die Grenze bringt ihnen Gelegenheit für das entscheidende Gespräch und gleichzeitig die Begegnung mit Gianna. Gianna lauert ihnen auf und zielt auf Raumer. Enna will sich dazwischen werfen, ihr Mann stösst sie beiseite und wird getroffen.

Die Handlung beginnt und endet an einem Tag der Gegenwart, doch wird sie ausgelöst durch Ereignisse, die der Vergangenheit angehören. Die leuchtende italienische Landschaft erinnert Raumer an schreckliche Vorfälle, die sich ein paar hundert Kilometer weiter in ähnlicher Natur zugetragen haben. Für ihn ist das Land nicht freundlich, wie für Enna, sondern unheimlich und gefährlich: "Zypressen sind Kirchhofbäume." (S.9) Die Kapellen in der Einsamkeit erscheinen ihm als Stützpunkte; denn "die Wildnis zwischen den Orten ist gefährlich, weil sie niemand gehört und von hauslosen Geistern durchzogen wird." (S.10)

Auf alten Grabsteinen eines winzigen Friedhofs liest Raumer den Namen Guardi, Giannas Namen. Es mag Zufall sein, genügt aber, um seine Gedanken von dem eben begonnenen Gespräch mit Enna abzulenken und auf früher Erlebtes zu richten. Die unbezwungene Vergangenheit stört die Gegenwart, das Gespräch bricht ab.

Lutz Raumer erinnert sich nun seiner ersten Ehejahre, wie er Enna aus Zweckmässigkeitsgründen geheiratet, wie er nach dem Krieg sie und die Kinder als Fremde vorgefunden hatte. Enna schlief bei den Kindern, und er hatte nicht gewagt, diese Ordnung in Frage zu stellen. Ausserdem war es schwer für ihn, in der wirren Nachkriegszeit einen neuen Anfang zu finden. Es kränkte ihn, dass Enna für ihn sorgte

und mit ihm hungerte, wo sie es allein hätte leichter haben können. Er steht in ihrer Schuld und ist ihr dankbar; ob er darüberhinaus wärmere Gefühle für sie hat, ist ihm noch nicht klar.

Sie floss nicht über, aber Mangel war nie bei ihr. Ein verlässliches Wesen, das nichts aus sich machte und das um ein paar Ecken seine Cousine war...Enna war geduldig; sie zog ihm die Kinder auf, die er von einer anderen Frau hatte, auch gab sie ihm pünktlich Nachricht ins Feld und wartete auf ihn, bis er aus der Gefangenschaft wiederkam. Das dauerte seine Zeit. (S.14)

Zur Mittagszeit machen sie an einem Bach Rast. Enna beugt sich nieder, um Trauben zu waschen. Dies Bild erinnert ihn an ein Mädchen, das er sah, als er "mit schmerzdem Kopf dalag, mit dem Kopf, in dem es hinter den Augäpfeln klopfte vor Grippe, Hunger und Gefangenschaft..." (S.20) Auch denkt er an Schritte im Gebirge, genagelte Schritte, seine Schritte damals auf der Partisanenjagd. Er hätte nicht wieder in dieses Land kommen sollen, überall verfolgen ihn Erinnerungen. "...da ist kein Punktum; da kann keiner tun, als ob da nichts gewesen wäre, da ist alles noch da und kommt ungerufen, und ich habe es doch gewusst; ich hatte vor, nicht wiederzukehren." (S.22)

Raumer will das angefangene Gespräch fortsetzen. Doch Enna unterbricht ihn und zeigt auf zwei Jäger, die ein erlegtes Tier, das an einer Stange zwischen ihnen hängt, über den Steig tragen.

Zuletzt kam eine dritte Gestalt zum Vorschein, und dies schien eine Frau, die gleichfalls in Hosen ging. Sie trug ein rot und schwarzes Hemd und das Gewehr an langem Riemen so, dass es fast waagrecht an ihrer Hüfte lag, ihre Hand lag auf dem Kolben. (S.22)

Aus der Entfernung kann Raumer die Gestalt der Jägerin, die über der Schlucht auftaucht, nicht erkennen, doch seine Stimmung ist verdorben. Unterwegs setzt er noch einmal zum Gespräch an. Enna soll wissen, dass er manchmal von ihr geträumt hat und sie auch heute noch Heimat für ihn ist. Nach langen, verlorenen Jahren kommt Raumers Erklärung zu spät, Enna weint. Obwohl noch scheu voreinander, beschließen sie aber doch, zusammen ein neues Leben zu beginnen, Sie kommen in eine neue Landschaft und fragen einen Winzer nach dem Weg nach Lostallo. Seine Hände sind vom Weinsaft rot gefärbt. Das nächste Dorf, Grogno, erscheint von aussen bunt und freundlich, drinnen lauert der Tod.

Der Kern Grognos bestand aus finster getürmten und mit den anstehenden Fels verbackenen Gemäuer, das Gänge und Staffeln ohne Regel durchfrassen...Grogno sah alt und herrisch aus, aber Verfall schien schon lange eingebrochen, dass man sich wunderte, wie alles noch stand. Alles schien im Hinsterben. (S.32)

An diesem Ort des Verfalls steht Raumer plötzlich vor Gianna. Sie erscheint aus dem Schatten, wie aus der Erde gewachsen, und diesmal erkennen sie sich.

Sie kam so leblos heran wie eine Puppe, so mühsam, wie man im Traum oft sich quält, wenn sie Glieder nicht gehorchen wollen, aber sie kam. Kein Gedanke, dass es Gianna nicht sein konnte. Es war eine Dummheit gewesen,

Verblendung, dieses Land noch einmal zu betreten.  
Signora La Morte. Grüss Gott, lieber Tod. (S.35)

Raumer weiss nun, dass er vor seinem Tode steht. Für Enna, die keine Schuld drückt, ist die Jägerin nur eine "schöne Erscheinung." Sie ist mit ihren Gedanken noch bei dem letzten Gespräch, und Raumers Erregung entgeht ihr. "Hinter uns? Nein, niemand hinter uns auf dem Weg." (S.38) Endlich spürt sie Raumers Unruhe, die sie "Spätschäden" zuschreibt und besteht auf einer Ruhepause. Als Enna schläft, hat Raumer Gelegenheit, über die Begegnung mit Gianna nachzudenken. Noch will er den Gedanken von sich weisen, dass ihm Gefahr droht; er fürchtet sich.

Das mit Gianna hatte sich ein paar hundert Kilometer von hier zugetragen, und falls durch einen ungereimten Zufall Gianna in Grogno leben sollte, welcher Unsinn, eine gesetzlose Handlung zu erwarten. Das ist die Angst, dachte er, wir sind mit unserer Vergangenheit nicht fertig geworden. Die Angst, die am Grund gärt, nährt Ungeheuer, Chimären, mit haarigem Haupt aus dem Schlamm tauchend. (S.40)

Vielleicht sollte er sich weiter oben im Gebirge an einem unauffälligen Ort töten lassen, um Enna den Schock zu ersparen, aber der Anblick Giannas auf dem oberen Weg lässt ihn gleich zu seiner Frau zurückkehren. Er darf nun nichts mehr vor ihr verbergen. Nicht nur seine Zukunft, auch seine Vergangenheit gehört ihr, nachdem sie zueinander gefunden haben. So erzählt Raumer Enna von seinen früheren Begegnungen mit Gianna und beichtet die Schuld, die ihn an

sie bindet. Drüben, über dem Winkel der Schlucht, geht die Jägerin hin und her.

Auf einem gewundenen Steig an der Schlucht entlang versuchen sie, Gianna auszuweichen. Plötzlich hört der Weg auf, der eiserne Steg, der den Bach vor ihnen überquert hatte, liegt im Wasser. Sie müssen zurück auf den oberen Weg, auf dem der Tod wartet. Auf diesem kurzen Rückweg fragt Enna endlich, warum Raumer damals tatenlos zugesehen hat.

...in währender Gewalt handeln, ist nicht so einfach... Wir waren selber im Untergang. Die Gedanken wissen es besser; aber die Oberhand hat, was tiefer sitzt. Wir hatten nichts mehr vor uns, und hinter uns war kein Stein mehr auf dem andern. Da will, da soll so vieles untergehen. Untergang ist ein Ding, das ansaugt. Es verschlägt Rede und Gedanken. (S.55)

Die Frage, ob Raumer Giannas Misshandlung durch die Kosaken verhindern konnte, wird nicht entschieden. Er stand damals in dem gleichen Konflikt von Gehorsam und Gewissen, der Viele bedrückte. Den Befehl, an der Partisanenjagd teilzunehmen, konnte er nicht verweigern, zumal er in ihrer Gefangenschaft gewesen war und ihre Gewohnheiten kannte. Trotzdem will Raumer sich nicht freisprechen, er gibt zu, dass er schuldig geworden ist und seine Strafe auf sich nehmen muss. "Ich könnte übrigens anführen, dass es tatsächlich nicht möglich war, etwas zu tun. Aber ich will mich nicht hinausreden. Ich verzichte auf das Alibi." (S.56)

So erreichen sie den Platz, den sie vorher zur Rast gewählt

hatten. "Nichts rührte sich, ausser dass jetzt aus dem Schatten Gianna das Gewehr hob." (S.56) Der Schuss trifft Raumer in die Herzgegend. Gianna kniet nieder und betet, dann reicht sie Enna das geladene Gewehr.

Ich musste es tun, sagte Gianna noch einmal eintönig. Vorhin musste ich es tun. Ich weiss jetzt nicht mehr, warum ich glaubte, ich musste es tun. Nehmen Sie. (S.60)

Als Naturkind, das aussah wie "ein Mensch ohne Lesen und Schreiben" kennt Gianna keine andere Möglichkeit, die Schrecknisse der Vergangenheit zu überwinden, als die Gewalttat. Sie glaubt, das Notwendige getan zu haben und will nun selbst mit ihrem Leben dafür büssen. Enna will sie aber mit ihrer Schuld leben lassen und wirft das Gewehr ins Gebüsch, damit Gianna nicht selbst Hand an sich legen kann. Die Jägerin bereut ihre Tat und tut alles, um Raumers Leben zu retten. Der von ihr geschickte Arzt findet Raumers Zustand lebensgefährlich, aber nicht hoffnungslos. In Grogno sind die Leute aus den Häusern getreten. Einige Worte zu Giannas Verteidigung werden laut, einer in Lederjacke spuckt aus und erregt Protest. Eine Frau mit einem Kind auf dem Arm reicht Enna ein Glas Wein. Enna sagt: "Ich danke euch". (S.67)

Die Novelle hat ein versöhnliches Ende. Raumer wird mit Enna ein neues Leben anfangen, nachdem es zwischen ihnen zu einer Aussprache gekommen ist und sie sich als Eheleute





gefunden haben. Indem sie sich gegenseitig ihre Schuld gestanden haben und Enna miterlebt hat, wie Raumer für die seine büsst, sind die vergangenen, unerfüllten Jahre ihrer Ehe überwunden und vorüber. Auch Giannas Schicksal hat eine neue Wendung genommen. Sie hat getan, was sie notwendigerweise tun musste, um die bedrückenden Erlebnisse ihrer Vergangenheit zu bewältigen, und ist nun bereit, ihre Strafe auf sich zu nehmen.

## V. Aniela

Die Stärke der Erzählung Aniela und vieler anderer liegt darin, dass sie Vergangenes unmittelbar vergegenwärtigen. Man kann sie Lokalterminen vergleichen, in denen alle Tat-umstände rekonstruiert werden. Diese Lokaltermine sind in der Erinnerung des Angeklagten anberaumt und finden vor den Zeugen des Geschehens und an dem damaligen Schauplatz statt.

Der Unteroffizier Matthes ist solch ein Angeklagter, dem sein Gewissen keine Ruhe lässt. Er hat von seinem Wachtmeister Rungenhagen den Befehl erhalten, in früher Morgenstunde eine Hinrichtung vorzunehmen und erkennt in dem Gesicht des zum Tode Verurteilten sein eigenes Gesicht. Seine Schuld an Anielas Tod verfolgt ihn ständig und lässt ihn tausend Tode sterben. "Er war es gewesen. Er starb, er starb, ging den gleichen Weg wieder herwärts ein zweites Mal oder ging ihn das wievielte Mal schon. Das wievielte."

(S.7)<sup>1</sup>

Aniela ist ein Mädchen aus dem Osten, ein undurchsichtiges,

---

1

Aniela, München 1958. Alle nachfolgenden Seitenzitate sind dieser Erzählung entnommen.

verschlossenes Mädchen von fremdländischem Reiz. Schon bei der ersten Begegnung vor einer Strassenbahnhaltestelle ist Matthes überwältigt, "Alles Ohnmacht; kein Wille." (S.11) Sie nimmt wie selbstverständlich seinen Zettel, auf dem ein Treffpunkt angegeben ist und lässt ihn dort tagelang vergeblich warten. Endlich kommt sie, gewiss, dass er da ist, und gibt sich ihm ohne Zögern hin. Jeden abend treffen sie sich nun in Anielas Garten. Matthes kann nichts über sie, ihre Familie und Verhältnisse erfahren, ausser dass sie früher auf dem Lande gelebt und durch den Krieg zu leiden gehabt hat. Als er jedoch einmal Kuchen mitbringt und sie heimlich und voller Gier essen sieht, fürchtet er, dass sie hungert. Matthes lädt Aniela zu einem Abendessen im Steigenden Schwan in der Stadt ein, wobei eine Kontrolle feststellt, dass Aniela keinen Ausweis hat.

Von den Ausweisen hing es ab. Im Land, in der Stadt sassen zwei Völker, ein paar Völkerschaften dazu und ein Gemisch von Zuwanderern. Zwischen ihnen allen war das Recht oft verworren und verletzt worden. Jetzt entschied die Gewalt. Scheine wurden ausgestellt, und nur Scheine gaben die Berechtigung, zu arbeiten und zu essen, selbst Liebe gestatteten sie nur zwischen den Berechtigten. (S.27)

Wer ohne Schein blieb, war Bevölkerung. Leute ohne Schein waren dem Soldaten verboten. Er sah sie nicht. In ihren Viertel hatte er nichts verloren. (S.28)

Dennoch war es lustig in der Stadt Lawka für den, der ein gutes Gewissen hatte und dessen Ausweis in Ordnung war. (S.29)

Matthes versteht nicht, warum Aniela es auf diesen peinlichen Vorfall ankommen lassen musste. Doch sie wollte seine Überheblichkeit strafen, die Überheblichkeit des Siegers, für den es Menschen aus "zweierlei Schnur" gibt: die Bevölkerungen, die trotz Niederlage weiterleben, und das stolze Volk, das seine Schmach nicht überlebt. Matthes hat sich nie Gedanken darüber gemacht, dass Aniela zu den Besiegten gehört, zu den Menschen ohne Recht, zur Bevölkerung. Das wirft sie ihm vor.

Du bist nicht darauf gekommen, weil du gar nicht annehmen konntest, dass ein Mensch wie du sich täuschte. Zweierlei Schnur, sagst du. Ach, es ist dumm, so sicher zu sein. Als du das sagtest, fingst du es selber an. Da wollte ich sehen, wie du dich ausnimmst mit mir an ein und demselben Tisch zwischen andern. (S.35)

Matthes hatte seine Position als Sieger als eine Selbstverständlichkeit und als von Gott gegeben betrachtet und wenig Verständnis für das Elend der Unterlegenen gehabt. Nun erst merkt er, dass die Wäsche der Offiziere von der Witwe und Tochter eines Obersten der geschlagenen Armee gewaschen wird, dass Anielas Garten mit seinen dürftigen Gemüsepflanzen nicht nur als Paradies ihrer Liebe dient, dass der Besitzer des Gartens, der alte Fischer, wohl nicht aus Zeitvertreib im Fluss angelt. Matthes denkt nach und fühlt sich nicht mehr so siegessicher wie damals, als er in die Stadt einzog.

...Gott aber war mit den Starken gewesen, als er sie hoch zu Pferd auf Gleisketten, mit Herbstblumen reich besteckt in die gelbe Stadt Lawka einziehen liess. Er liess sie einziehen, und weil es ihnen gelang, so sahen sie sich als Vollstrecker des Höchsten. (S.13)

Eines morgens während der Geländeausbildung entfernt er sich von seiner Abteilung. Von Geräuschen angelockt erreicht er eine hohe Aufschüttung, die das Planungsamt der Sieger hatte vornehmen lassen. Die Sieger entscheiden ja nicht nur über das Schicksal der Menschen, indem sie grosse, ganze und halbe Scheine austeilen, sondern schaffen auch neue Landschaften durch Neuanlagen von Wäldern, Seen und Parks. Die neue, herrische Ordnung lässt selbst die Erde nicht unbefehligt. Auf dem Hügel vor Matthes' Augen tanzen, singen und klatschen die Unterworfenen, solange sie der Nebel verbirgt. Sie tanzen trotz ihres Elends und Hungers und zeigen ihren Lebenswillen und ihre Überlegenheit, die kein Joch brechen kann. Matthes ist beschämt und zutiefst erschüttert.

Damals sah er noch die Geschichte für das Gericht an. Wer die Geschichte für das Gericht ansieht, zählt sich zu Gottes Truppe, solange er am Siegen ist. Es kränkt ihn, wenn die Besiegten nicht in der Asche gehen, wenn der Fluch sie nicht stumm macht. (S.40)

Doch Matthes ist sich seiner Siegerrolle nicht mehr so gewiss; leise stiehlt er sich hinweg, wie "auf einer dünnen Kruste, die einbrechen konnte." (S.40)

Nach dem Auftritt im Schwan hätte Matthes Aniela aufgeben

sollen. Doch er gibt sich lieber selbst auf, und vier Tage später ist er wieder auf dem Weg zu ihr. Früher war ihm die Pflicht über alles gegangen, doch nun ist er "für den Gehorsam verdorben." (S.48) Der Militärstreife, die ihn unterwegs anhält, gibt er an, er sei auf dem Weg zur Reitschule in Blyskanie.

Mit einer Übertretung, von der er nichts wusste, hatte es begonnen. Jetzt wollte er übertreten. (S.49)

Er stieg hinunter und kostete gierig dabei, dass jeder von diesen Schritten verboten war, und dass es nicht gut ausgehen könne, und dass er trotzdem diesen Weg immer wieder gehen werde. (S.50)

Aniela hat ihn erwartet. Mit keinem Wort erwähnen sie den Vorfall. Es ist so, als wäre nichts geschehen und als wäre Matthes niemals fortgeblieben. Doch fühlt er, dass Aniela in seiner Abwesenheit nicht allein gewesen ist. Sie zerstreut seine Bedenken und schlägt vor, zum Fluss hinunter zu gehen und zu schwimmen. Heute wollen sie ein Stück flussaufwärts gehen und sich treiben lassen. Das war nie so gewesen. Er regnet, sie haben die letzte Krümmung erreicht und den Garten vor sich.

...klein und wie durch ein hauchdünnes, irisierendes Glas beschirmt, stieg mit schnellen und vorsichtigen Schritten der Unteroffizier Matthes den Mittelweg durch Anielas Garten hinauf, stand einen Augenblick, bückte sich, zog an dem linken Stiefel, richtete sich auf und schob die Seitenwaffe zurecht und verschwand in den Hecken. (S.55)

Matthes sieht sich verraten und verloren. Aniela, die

vorhin nicht allein war, hat ihn aus seinen Kleidern und in den Fluss gelockt und hält ihn nun fest. Ohne seine Uniform, ohne das, was den Unteroffizier Matthes darstellt, ist er der Bevölkerung des feindlichen Landes ausgeliefert. Er hört nicht auf Anielas Erklärungen und hat nur den unbändigen Willen, sich zu rächen.

Wer war er jetzt geworden, solange er sie trat, solange er nach ihr schlug, sie ins Gesicht schlug, wer war er vorher gewesen? Wer war sie vorher? Wer war sie jetzt? Sie rief, schwächer werdend: Schymek. Mein Bruder. (S.56)

Die Militärstreife, die Matthes' Soldbuch in fremden Händen findet, erschießt den Menschen in der gestohlenen Uniform. Da der Tatbestand eindeutig ist, wird Matthes nicht bestraft, nur seine Beförderung könnte sich verzögern.

Der Krieg ist noch nicht vorüber, Matthes ist weiterhin Soldat, und die Begegnung mit Aniela könnte nur eine Episode des Kampfes an der Ostfront sein. Doch immer wieder wird die vergangene Tat in Matthes' Erinnerung gegenwärtig. Sie quält ihn, wenn er ruhelos auf seinem Feldbett liegt und selbst wenn er plötzlich "einen unmessbaren Augenblick lang in einen Schlaf ohne Boden hinuntersinkt."

Der Gewissenskonflikt des Landsers im Dienst: immer wieder taucht er bei Gaiser auf, unvergesslich wird er in der Geschichte Der Mensch, den ich erlegt hatte zusammengefasst:

...es war bloss im Dienst geschehen, niemand konnte mir einen Vorwurf machen, ich selbst mir auch nicht, es hatte

nicht anders ablaufen können. Ein anderer hätte es auch tun müssen; aber ein anderer wäre eben ein anderer gewesen; so leicht geht der Tausch nicht; das sitzt,<sup>2</sup> wenn Sie es haben müssen, das nimmt Ihnen keiner ab.

Auch dieser Polizist, der während einer Verbrecherjagd von seiner Waffe Gebrauch machen und einen jungen Menschen sterben sehen muss, wird sein Schuldgefühl nicht los. Nach Recht und Gesetz gibt es diese menschliche Schuld, die auch Matthes drückt, nicht. Es ist eine Schuld, die zutiefst mit der Unzulänglichkeit des Menschen zusammenhängt und daher nicht durch Sühne getilgt, sondern nur durch das Erbarmen aufgehoben werden kann.

Der Landser, der Feldwebel, der kleine Angestellte, der Heimkehrer, Figuren, die man als Erscheinungsformen des modernen Jedermann empfindet, sind Gaisers "Helden". Sie sind vom Schicksal geschlagen, hineingestellt in eine Grenzsituation, die ihr privates Ich zum Schlachtfeld macht zwischen Gut und Böse, Pflicht und Gewissen, Freiheit und Notwendigkeit. Immer wieder erleben sie in ihrer Erinnerung Menschen und Ereignisse der Vergangenheit, die ihr Gewissen ständig von neuem beunruhigen. Aber es ist gut, dass sie nicht vergessen und nicht das Geschehene mit einer Handbewegung abtun können. So müssen sie mit ihrer Vergangenheit leben.

---

<sup>2</sup>

Gib acht in Domokosch, München 1959, S.111



Gaisers Helden haben Gewissen. Sie fliehen nicht vor der Wirklichkeit und sind nicht abgestumpft gegen das Leid ihrer Mitmenschen, sondern haben sich Werte und Gefühle bewahrt. Sie sind in einer chaotischen Zeit Menschen geblieben, fähig zu neuem Glauben und zur Liebe. Auch der Unteroffizier Matthes und der Polizist, der einen anderen Menschen erlegt hatte, gehören zu denen, die das menschliche Leben achten und ihre gleichwohl vor dem Gesetz gerechte Tat bereuen.

## VI. Von den Farben der vergangenen Tage

Aus allen Werken Gaisers spürt man die Liebe des Malers zu den Farben. Als Dichter besitzt er die Gabe, sinnlich Wahrgenommenes in Worte zu fassen und eindringliche Bilder von Bergen, Flüssen und Wäldern vor dem geistigen Auge des Lesers entstehen zu lassen. Gaiser liebt die Landschaft. Auffällig ist dabei seine eingehende Kenntnis der Pflanzen und Gesteine und die Genauigkeit seiner Beobachtung, die einem Wissenschaftler Ehre machen würde. Doch letzten Endes kommt es dem Maler-Dichter auf das Gesamtbild an, das er in Beziehung setzt zu den Menschen, die es betrachten. Für den Menschen ändert sich nämlich das Bild der Natur mit den Stimmungen, die ihn bewegen. Hinter Gaisers Naturbildern erkennt man den ewigen Ablauf des Entstehens, Blühens, und Vergehens, den Prozess, dem auch der Mensch unterliegt. In allen Phasen seines Lebens wird er beeinflusst von der ihn umgebenden Natur. Auf einem Höhepunkt empfindet er ihre Farben als leuchtend und glühend, im Zustand der Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung erscheinen sie ihm ausgebleicht und trüb.

Darin stimmen wir gewöhnlich überein, dass in den Wintern früher mehr Kraft steckte und deshalb auch mehr Lustigkeit, dass sie ganz andere Widersacher waren und darum auch bessere Gefährten mit ihrem Eisrauch und ihren Bartkristallen, und dass auch die Sommer ganz ohne Zweifel einst feuriger niederwallten: in den Hanggärten, wo wir spielten, stockte das Arom der schwarzen Johannisbeere; die Stachelbeeren, pelzig wie Raupen, sprangen süß-schwärzig auf; der Salat hatte Namen und hiess etwa Trotz-kopf, die Blumen hiessen Amarath oder Bartnelke oder Brennende Lieb'. Wir sagen uns freilich, wenn wir an solche Sommer und Winter denken, dass sie vermutlich nicht anders waren als unsere heutigen Sommer und Winter, Kalenderjahreszeiten und weiter nichts, und dass nur die Erinnerung ihnen ihre Farben leiht.

So erlebten wir es; denn wir waren im Krieg gewesen, und als der Krieg ausging, hockten wir hinter Draht, es hatte nicht viel auf sich mit Jahreszeiten: aber endlich, wir waren einer nach dem anderen, soviel noch lebten, zurückgekommen, da gab es einen Sommer, und nicht gewaltiger als dieser Sommer konnten die einstigen Sommer gewesen sein. Aber wir wagten uns nicht mehr an ihn, er gab uns nichts her, wir konnten mit so einem Sommer nicht fertig werden. Wir traten uns nichts mehr zu. (S.35)<sup>1</sup>

Die Jahreszeiten mit ihren hellen und dunklen Farben haben sich nicht verändert, wohl aber die Menschen, die einen verheerenden Krieg hinter sich haben und deren Blick getrübt ist. Die kraftvolle Glut eines Sommers ist nichts, wenn nicht eine Kraft im Menschen sie aufnimmt und sich an ihr zu messen wagt.

Gaiser betrachtet die Natur nicht losgelöst vom Menschen, sondern als Spiegel seiner Stimmungen. Seine Studie Von den Farben der vergangenen Tage ist die Geschichte eines

---

1

Gib acht in Domokosch, München 1959. Alle nachfolgenden Seitenzitate sind diesem Sammelband entnommen.

Malers und seiner Farben, aus der Rückschau erzählt. Als junger Soldat war es für diesen Maler ein besonderes Vergnügen, mit seinem Freund Stabler in der Stadt Farben mit verheissungsvollen Namen einzukaufen: Vert Paul Veronese, Grüner Zinnober, Geraniumlack, Sang Dragon, und anschliessend im Laden eines Italieners bei Wein, Brot und Käse zu sitzen.

Der Wein benahm uns den Kopf und regte uns auf, wir hatten grosse Pläne; damals fingen wir ja an und hatten immer Aufbruch und Umsturz im Kopf--das ist heute anders, wir halten heute nicht mehr so viel von Aufbrüchen, und mancher hat genug bekommen und hatte kaum noch begonnen. (S.38)

Der Maler und sein Freund gehörten der Generation an, die unter dem Eindruck der Ungerechtigkeit des Versailler Friedens und dem Druck, als Volk gedemütigt zu sein, aufgewachsen war. Sie glaubten, ungerecht verurteilt und ihres rechtmässigen Platzes an der Sonne beraubt worden zu sein. So kam es, dass sie mit flammender Begeisterung in den Krieg zogen, bereit für ihr Vaterland zu sterben. Sie waren jung, rastlos und hingabefähig; ihre grösste Sorge war, nicht fertig zu werden.

...noch war der Sommer früh, so dass in ihm das Blau und das Grün allmächtig vorherrschten: das Blau senkte sich von oben herein in das unermesslich wallende Grün; Grün und Blau hielten sich umfassen und durchdrangen sich, das Grün flimmerte, es rief nach dem Rot, dem erlösenden Rot, das nicht kommen wollte. Dann eines Tages war das Rot da, wie Blutstropfen ausgesprengt und dann überall üppig quellend: jetzt blühte der Mohn. (S.39)

Die Zeit flog, der Herbst kam und liess das Gelb in der

Landschaft vorherrschen. Er brachte Reif, kühle Nächte und die Trennung der beiden Freunde. Deutschlands Niederlage zerstörte alle Hoffnungen dieser jungen Soldaten. Auf das Übermass der Erwartung folgte das Übermass der Verzweiflung.

Nach Jahren betrachtet der Maler als gereifter Mann die farbenfreudigen Arbeiten aus der Jugendzeit. Sie zwingen ihm ein wehmütiges Lächeln ab.

...mit gebrochenen Tönungen arbeiten, das konnte unsere Sache nicht sein. Verschwenderische Bilder haben wir da hingestrichen, brennend, fleischlich, roh, nun roh vielleicht nicht, aber eben ausser Massen. Damals haben wir frech das Zitronengelb ins äusserste Blau geknallt und den Zinnober ins Grün, das Rot scheuten wir durchaus nicht, die Farbe des Lebensprunks. Oder unsere Wölkchen, die wir da an die Himmel setzten, ich sage euch, spassige Wölkchen gab das. Wir luden Weiss auf den Spachtel und trieben das Weiss in das Blau wie Butterbällchen...Wir würden sie heute nicht mehr so malen, wir malen überhaupt keine Wölkchen mehr. (S.41)

In der Jugend war ihnen das Leben in lichten, grellen Farben erschienen, die sie planlos und mutig auf die Leinwand setzten. Durch die Erlebnisse des Krieges und der Gefangenschaft ist der Maler reifer und planvoller geworden und hat die Gabe verloren, diese heiteren, jungen Farben zu gebrauchen. Der Krieg, den Stabler nicht überlebte, fügte der Palette des Malers trübe Grau- und Grüntöne hinzu. Er sah nun "Lachen, in denen unselige Lila und kalte Grün sich ringelten, brandige Anlauftöne, die in all dem

freudlosen Grau rundherum erschreckten." (S.43) Zwar war die Natur die gleiche geblieben--auch in den vergangenen Tagen gab es Verfärbungen und dunkle Töne--doch erst jetzt bemerkt sie der Maler. Das Bild des Sommers, das ihn früher begeistert hatte, nimmt er als Gefangener hinter Stacheldraht und als Heimkehrer auf der Landstrasse nicht mehr wahr. Ihm gehört nichts von der Pracht, er ist zu mutlos, um "es mit so starken Bildern aufzunehmen." Wie Oberstelehn sucht er eine Heimat, neuen Glauben und ein neues Ziel. "Wir aber gingen herum und suchten den Anfang, kramten nach Überbleibseln und fürchteten uns." (S.43)

Durch Zufall gerät der Maler in den Heimatort seines toten Freundes. Eins der Kinder besucht ihn und entdeckt eine alte, zerdrückte Tube mit roter Farbe, einer kostbaren, schwer zu verwendenden Farbe aus der Sommerzeit. Sie hat sich über die Jahre gehalten und duftet und quillt wie in den vergangenen Tagen. Doch ist es zu spät für brennende, lohende Töne. Der Maler wagt sie nicht mehr. Für ihn gibt es kein leuchtendes Rot mehr, seine Farben sind gebrochen durch den Abstand der Zeit, durch die Erinnerung.

Aus der Distanz erscheinen die lebhaften Töne gedämpfter. Ihre Leuchtkraft ist mit den Jahren verblasst; zumindest erscheint es so dem Maler, der selbst gealtert und durch seine Erlebnisse gereift ist. Er trauert über die

verlorene Jugendzeit mit ihren Farben so wie der Erzähler im Pass Nascondo verlorene geliebte Frauen und damit verlorene glückliche Zeiten betrauert und wiederzufinden sucht. Auch er ersehnt das Unwiederbringliche, doch keine noch so innige und leidenschaftliche Bemühung des Liebenden vermag die Entrückten zu bannen. Erst ganz am Ende des Buches heisst es: "Dort sind sie doch." Sie sind alle da, Hedda Löhr, Herse Andernóth, Ness Kämmerer und mitten unter ihnen die geliebte Lavinia. Im alten Sogno, der Traumstadt, hat er sie wiedergefunden.

Lavinia ist jedoch nicht greifbar, sondern nur ein Bild, eine Vision. Obgleich sie bald wieder verschwinden wird, soll ihre Erscheinung, wie andere längst alt gewordene Bilder, in seiner Erinnerung bleiben.

Dennoch war ich froh, die Bilder zu besitzen. Nur sie behielt ich. Was hinzukam, fiel sogleich aus mir; kaum, dass es in mich einging. Aber was ich von früher besass, das färbte den Stoff ein, das tränkte ihn mit Duft. Und wir reden von Wirklichkeit. (S.195)<sup>2</sup>

Nur die Bilder aus den vergangenen Tagen bleiben ihm, die Erinnerung an gemeinsame Stunden mit Lavinia. Sie geben ihm Trost und Sicherheit; "Ich sah Lavinia. Nichts konnte uns mehr geschehen." (S.248) Er hat den Pass Nascondo, die Schwelle zwischen Hier und Dort überschritten, die Grenze zwischen Realität und Traum, zwischen Vergangenheit

---

2

Am Pass Nascondo, München 1960

und Gegenwart. Die Erscheinung Lavinias vor den Augen des Suchenden ist in gleichem Masse verheissungsvoll wie das "Schiff im Berg", das einigen Sehenden erscheint und ihnen die Gewissheit bringt, dass es noch ein Heil in der Welt gibt und man es findet, wenn man nur sucht. Doch Gaisers Helden sind keine faustischen Naturen, sondern ganz alltägliche und beinahe passive Menschen, die schwer an ihrem Schicksal tragen, die leiden, warten, dulden und versuchen "über die Zeit zu kommen." Sie zeichnen sich nicht durch grossartige Taten aus, sondern allein durch ihre Haltung im Leben. Sie haben sich die Achtung vor der Schöpfung bewahrt und schenken dem Mitmenschen Verständnis und Liebe ohne Anspruch auf Erwidern. Oberstelehn, Hagmann, Soldner und die Frauen Ersabet Waaga, Herse Andernoth und Ness Kämmerer sind Gaisers Menschen, die "den anderen nicht aufgeben" und daher selbst im Leben bleiben. Für sie ist Gott nicht "tot oder abgereist", sondern auch inmitten von Verwesung und Verfall lebendig und gegenwärtig. Wach ist auch ihr Gewissen, lebendig das Schuldgefühl, das sie die Schrecken der Vergangenheit nicht vergessen lässt.

Das starke Gefühl dieser Menschen für den Nächsten entspringt einer Zeit, in der ein Menschenleben nichts mehr wert war. Der Krieg, der viele verhärtete und gefühllos machte, hat sie umso stärker vom Wert des Lebens überzeugt



und in ihnen den brennenden Wunsch erweckt, die Greuel  
der Vergangenheit nie wieder Gegenwart werden zu lassen.

### C. ZUSAMMENFASSUNG

Gerd Gaiser hat ein Werk geschaffen, dessen Thema aller Deutschen Thema ist: die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit, der wir nicht ausweichen dürfen, sondern die wir mit aller Wahrhaftigkeit bestehen müssen.

Der Zweite Weltkrieg ist für den Dichter und alle Menschen, die jetzt in der Mitte ihres Lebens stehen, das entscheidende Erlebnis geworden. Dieser Krieg und seine schrecklichen Auswirkungen stehen im Mittelpunkt der meisten Werke des schwäbischen Dichters. Die vorliegende Arbeit behandelt die Romane, Novellen und Erzählungen Gaisers, in denen er versucht, das Selbsterlebte dichterisch zu bewältigen.

Gaisers erster Roman Eine Stimme hebt an zeigt ein Heimkehrerschicksal. Oberstelehn ist der Mensch von 1945/46, der in die alte Heimat zurückkehrt, die keine Heimat und längst nicht mehr die alte ist. Er ist zugleich stellvertretend für den Menschen unserer Zeit, den Unbehausten, Kontaktlosen, Einsamen. Er ist ein negativer Held, ein sympathischer Mensch wie Kafkas Held K. im Schloss und ähnlich fremd wie dieser in dem Dorf Irrnwies, das er



aus seiner Jugend kennt. In seinen Wohnort vor dem Krieg wollte er nicht entlassen werden, da seine Frau ihm während seiner Gefangenschaft untreu geworden ist. Ein Jahr bleibt Oberstelehn in Irrnwies. Er findet Bekannte aus seiner Jugend und lernt neue Menschen kennen. Am tiefsten beeindruckt ihn Ersabet Waaga, deren Mann in Russland verschollen ist und die allein drei Kinder durch die bittere Nachkriegszeit bringen muss. Ihr Lebensmut und Gottvertrauen zeigen Oberstelehn endlich seinen eigenen Weg: zurück zu seiner Frau. Er glaubt wieder an die Unauflöslichkeit der Ehe, die menschliche Bindung, das Sakrament. Mit dem schweren Entschluss, seiner Frau zu vergeben und seine Ehe zu retten, überwindet er die Vergangenheit.

Gaiser verglich in einer Unterhaltung im Juli 1961 seinen Helden mit der Gestalt des Sisyphos, wie sie Camus im Mythos von Sisyphos darstellt. Obwohl das Leben sinnlos erscheint, lohnt es doch die Mühe, gelebt zu werden. Durch den Glauben an die eigene Kraft und Mut zu einem neuen Anfang können die Erfahrungen von Krieg, Niederlage, Angst und Terror überwunden werden.

Als Landschaftler und Maler stellt Gaiser dieses "Stirb und Werde" besonders plastisch in seinem Schiff im Berg dar. Er findet ein Symbol, das Bild des Schiffes, das von Zeit zu Zeit einem Menschen erscheint, der daran

glaubt. Es ist nie aus dem Berg herausgekommen und bleibender Besitz eines Glücklichen geworden, doch allen, die es geschaut haben, wurde es zum Trost. Die Vision des Schiffes allein genügt, die Gewissheit, das hinter allem Untergang ein dem menschlichen Auge verborgener Sinn liegt. Wie Gaisers Heimkehrerroman hat auch Das Schiff im Berg einen versöhnlichen Schluss; den es öffnet dem in den Problemen der Vergangenheit und Gegenwart befangenen Menschen den Blick für die grossen kosmischen Zusammenhänge des Daseins.

In seinem der Form nach modernsten Roman Schlussball behandelt Gaiser das Problem der unbewältigten Vergangenheit aus verschiedenen Perspektiven. Der Tanzstundenschlussball einer Gymnasiumklasse der kleinen Industriestadt Neu-Spuhl ist nämlich Knotenpunkt vieler Lebenslinien. Zehn Personen äussern sich zu den Ereignissen vor und nach dem Ball, sogar die Stimmen der Toten und die des Referenten einer imaginären Regierung werden laut. Nachdenklich erinnern sie sich der Vergangenheit: des Krieges, der ersten Nachkriegsjahre des Hungers und Elends und unserer heutigen Zeit des Wirtschaftswunders, der "schönen Tage der Stadt Neu-Spuhl." Die Sprecher leben also von uns aus gesehen in der Zukunft, und das, worauf sie zurückblicken, ist unsere Gegenwart.

Gaisers Roman ist gesellschaftskritisch, überall zeigt er die verderbliche Wirkung des materiellen Wohlstands und Überflusses. Sogar die Jugend ist dem Mammon verfallen; Genügsamkeit und Kameradschaft, die höchsten Tugenden ihrer Väter gelten für sie nicht mehr. Eine entbehrungsreiche Kindheit hat die Neu-Spuhler Jugend zur Überschätzung der irdischen Güter erzogen und verdorben. Doch gibt es Ausnahmen, und diese sind Gaisers Menschen. Sie sind Aussenseiter in Neu-Spuhl, unzeitgemässe Einsame, die zwischen den Neureichen leben: Herse Andernnoth und ihre Tochter Diemut, der Lehrer Soldner, das lahme Mädchen, die arme Näherin, Frau Förckh, die den Wohlstand nicht mehr ertragen kann und in den Tod geht. Jeder einzelne hat sein persönliches schweres Schicksal, doch tragen sie es mit Geduld, Mut und Glauben. Im Gegensatz zu den Neureichen, die von verzweifelter Gier nach Besitz und Sicherheit getrieben keine Zeit zum Leben haben, sind sie Menschen geblieben. Besonders die Frauen haben sich ihre Innerlichkeit bewahrt, wenn die Männer in der Jagd nach Besitz aufgehen, um den Erinnerungen an die Vergangenheit auszuweichen. Herse Andernnoth und das lahme Mädchen machen einen Frühlings-spaziergang an den Teich und beobachten die Geburt der Libellen. Vor ihren Augen verwandeln sich die hässlichen Larven in schillernde Libellen, ihre tote Haut am Ufer

zurücklassend. Die beiden Frauen erkennen, dass auch unsere enge Welt ein Ort der Verwandlung ist, in der die Menschen-Larven sich bemühen, ihre alten Hüllen abzustreifen und eine neue Form des Lebens zu finden. Gaisers Menschen finden dieses neue Leben, indem sie sich in ihr Schicksal ergeben und versuchen "über die Zeit zu kommen."

Man erwartet von den zeitgenössischen Schriftstellern die Bewältigung und Überwindung der unmittelbaren, recht bewegten Vergangenheit, die Deutung der Gegenwart und damit die Vorbereitung der Zukunft. Trotzdem kann ein Werk, das diese Erwartungen erfüllt, in Vergessenheit geraten, wenn Aktualität sein einziger Wertmaszstab ist. Gaisers Dichtung erfasst die Gegenwart, doch ist es nicht die Aktualität seiner Probleme, die Gaiser zum Künstler macht, sondern die Art und Weise, wie er diese Probleme behandelt und löst. Nach der Lektüre des Schlussball könnte man meinen, Gaiser "bewältige" die Vergangenheit, indem seine Menschen sie wie eine lästige Hülle abstreifen. Doch damit würde man seine Aussage verkennen. Die Vergangenheit kann nicht einfach abgetan werden. Sie ist immer lebendig, wie das Bild der Gianna, das plötzlich aus dem Schatten der Vergessenheit auftaucht und den Menschen zur Stellungnahme zwingt. Auch in der Novelle Gianna aus dem Schatten bewähren sich Gaisers Menschen in einer Grenzsituation. Sie

weichen nicht aus, sondern stellen sich und sind bereit, ihre Schuld zu büßen.

Die Erzählung Aniela zeigt ebenfalls das Schicksal eines Menschen, der schuldig geworden ist und keine Ruhe finden kann. Auch der Unteroffizier Matthes ist ständig von seinen Erinnerungen an den Krieg und das Erlebnis mit Aniela gequält. Für ihn gibt es keine Erlösung. Und doch ist der Unteroffizier eine typisch Gaisersche Gestalt. Er ist ein Mensch mit Gewissen, er erkennt, dass es Dinge gibt, die niemals bewältigt werden können. Die Erkenntnis seiner Schuld und sein tiefes Reuegefühl erheben ihn über viele, die ihre Taten damit entschuldigen, dass eben Krieg war. Matthes ist sich bewusst, dass der Mord an Aniela nicht gutzumachen ist und nie vergessen werden kann.

Gaisers Gestalten leben mit ihrer Vergangenheit, aber sie leben. Die Erinnerung an den Krieg bleibt wach, doch das Leben siegt.



#### D. BIBLIOGRAPHIE

1. Bücherei und Bildung, Fachzeitschrift des Vereins Deutscher Volksbibliothekare e.V., Verlag: Verein Deutscher Volksbibliothekare Hamburg, Heft 1, 11. Jahrgang, 1959.
2. Albert Camus, Der Mythos von Sisyphos, Ein Versuch über das Absurde, Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbek bei Hamburg, 1961.
3. Gerd Gaiser, Am Pass Nascondo, Carl Hanser Verlag, München 1960.
4. Gerd Gaiser, Aniela, Carl Hanser Verlag, München 1958.
5. Gerd Gaiser, Das Schiff im Berg, Aus dem Zettelkasten des Peter Hagmann, Carl Hanser Verlag, München 1955.
6. Gerd Gaiser, Eine Stimme hebt an, Carl Hanser Verlag, München 1960.
7. Gerd Gaiser, Gianna aus dem Schatten, Carl Hanser Verlag, München 1957.
8. Gerd Gaiser, Gib acht in Domokosch, Einmalige Sonderausgabe als Band 57 der Reihe "Die Bücher der Neunzehn", Carl Hanser Verlag, München 1959.
9. Gerd Gaiser, Schlussball, Aus den schönen Tagen der Stadt Neu-Spohl, 5. Auflage, Carl Hanser Verlag, München 1958.

10. Curt Hohoff, Geist und Ursprung, Zur modernen Literatur, Ehrenwirt Verlag, München.
11. Hans Egon Holthusen, Der unbehauste Mensch, Motive und Probleme der modernen Literatur, 3. Auflage, R. Piper & Co. Verlag, München 1955.
12. Hermann Pongs, Im Umbruch der Zeit, Das Romanschaffen der Gegenwart, 3. Auflage, Verlag der Deutschen Hochschullehrer-Zeitung, Göttingen 1958.
13. Mädchenbildung und Frauenschaffen, Verlagsort Hamburg, Heft 7, Juli 1960.
14. Elfriede Stutz, Der Erzähler Gerd Gaiser, Estratti dagli "Annali dell'Istituto Universitario Orientale", Sezione Germanica, Napoli 1960.
15. Werner Zimmermann, Deutsche Prosadichtungen der Gegenwart, Interpretationen für Lehrende und Lernende, Teil III, Pädagogischer Verlag Schwann, Düsseldorf 1960.

MICHIGAN STATE UNIVERSITY LIBRARIES



3 1293 03146 1878